Gall. rev.
671 ut

Gall. rev.
671 ut

Ourliac

E.

[illegible]

aus der [illegible],

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] 1860.

[illegible]

Erzählungen

aus der Vendée,

mit einem historischen Gemälde der ersten Kriege der Vendée.

Von

Eduard Ourliac.

Aus dem Französischen

frei übersetzt

von

Franz Maria Brug.

Augsburg, 1846.

Verlagsbuch- und Musikalienhandlung

von C. A. Fahrmbacher.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

246.85.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Der Uebersetzer glaubt, diese Erzählungen nicht besser empfehlen zu können, als wenn er auszugsweise mittheilt, wie sich der rühmlichst bekannte französische Schriftsteller Ludwig Veuillot in der Zeitschrift „Univers" über sie ausgesprochen hat. Die Beurtheiluug Veuillot's sagt im Wesentlichen:

„Die Vendée, dieses heroische Land, ist allen Menschen, welche Gefühl besitzen, in hohem Grade achtungswerth. In der neuern Zeit gibt es nichts Wunderbareres, als der Widerstand dieses Landes, nichts Schöneres, als seine Siege, nichts Rührenderes, als seine Niederlage. Katholiken! der Ruhm der Vendée ist der euere, er nimmt eine würdige Stelle in euerer Geschichte ein; doch um so viel Heldenmuth zu bewundern und so viel Unglück zu beklagen, ist es nicht nöthig, diesem oder jenem Glauben, dieser oder jener Partei anzugehören, dazu reicht hin, ein Mensch zu seyn. Ja, jedem Menschen von Gefühl, jedem Menschen, der

nur einigermaßen die großen Thaten zu würdigen weiß, welche die Bewohner der Vendée für ihren Gott, den man ihnen rauben wollte, für ihren König, den man auf das Blutgerüst stieß, im heldenmüthigen Kampfe mit ihren Henkern verübten, müssen Erzählungen aus der Zeit jenes Kampfes das lebhafteste Interesse einflößen. Von allen Schriftstellern, welche ähnliche Erzählungen geschrieben haben, nimmt Eduard Durliac den ersten Rang ein: er klagt nicht, er ergießt sich nicht in Schmähungen über die Urheber des Unglücks, das die Revolution über Frankreich gebracht, er begnügt sich einfach damit, zu erzählen, und das, was er erzählt, ist, in so schmuckloser Einfachheit vorgetragen, von ergreifender Wirkung.

Ich nenne daher diese kleine Sammlung mit allem Rechte eine hervorragende Erscheinung in der Literatur der Erzählungen, ja das Beßte, was sie seit Jahren hervorgebracht hat, und empfehle sie den Lesern aller Stände und jeden Alters, so wie allen christlichen Familien als eine eben so anziehende als erbauende Lektüre.

Louis Veuillot.

Einleitung.

Der zahlreichen Werke ungeachtet, die man über die bürgerlichen Kriege der Vendée besitzt, kennt man selbe doch nur sehr unvollkommen, und es dürfte daher manchen Lesern dieser Erzählungen, deren Schauplatz die Vendée zur Zeit ihrer ersten Kriege ist, willkommen seyn, einige ausführlichere Aufschlüsse über sie zu erhalten.

Diese zu geben, ist die Absicht gegenwärtiger Einleitung, welche daher, um ihrem Zwecke zu genügen, ein kurzes Gemälde des großen Aufstandes in der Vendée enthalten wird.

Ueber den Zustand der Vendée vor der Revolution, dessen wir ebenfalls gedenken müssen, führen wir das Zeugniß eines Geschichtschreibers an, das, über einen solchen Gegenstand sich aussprechend, gewiß Niemand für verdächtig halten wird.

„Die Vendée," sagt Thiers, „war jener Theil von Frankreich, auf den die Zeit den geringsten Einfluß ausgeübt und dessen alte Sitten sie am wenigsten verändert hatte. Die Lehensherrschaft besaß dort einen ganz patriarchalischen Charakter, und die Revolution, weit davon entfernt, in diesem Lande eine nützliche Veränderung hervorzubringen, wurde dort als Verfolgung betrachtet.

„Der Schatz des Landes sind seine vortrefflichen Weiden, und die Viehzucht ist daher der Hauptnahrungszweig seiner Bewohner. Diese bauen nur so viel Getreide an, als sie selbst bedürfen, und bedienen sich ihres Viehes, um sich die übrigen Bedürfnisse damit einzutauschen. Man weiß, daß ein Volk, dessen Industrie sich auf die Viehzucht allein beschränkt, in seinen Sitten das einfachste ist.

„Die Ländereien waren in eine Menge kleiner Meierhöfe von 500 bis 600 Franks jährlicher Einkünfte abgetheilt, und jeder derselben befand sich im Besitze einer Familie, die mit ihrem Grundherrn den Ertrag ihrer Herden theilte. In Folge dieser Theilung hatte der Herr mit jeder einzelnen Familie zu verhandeln, und stand mit ihr in naher und ununterbrochener Verbindung. In den Schlössern herrschte die einfachste Lebensweise. Es gab eine große Menge Wildprett, und man widmete sich daher der Jagd; die Herren und die Bauern thaten dieß gemeinschaftlich, und die Jäger der Vendée zeichneten sich durch Kraft und Gewandtheit aus. Die Priester, die eine große Sittenreinheit besaßen, übten ihr heiliges Amt väterlich aus, der Reichthum hatte weder ihren Charakter verdorben, noch die Tadelsucht gegen sie hervorgerufen. Man unterwarf sich dem Ansehen des Herrn, und glaubte dem Worte des Pfarrers, weil das erste nicht lästig und das zweite durch gutes Beispiel unterstützt war.“

Die Revolution bricht aus. Man weiß, welcher niedriger Kunstgriffe, welcher fluchwürdigen Missionen

es bedurfte, um das Volk der Provinzen zu verführen. Die Vendéer ließen sich durch die Aufhebung der Zehnten und Lehensabgaben, welche vorgeblich das Loos des Landmannes verbessern sollte, aber an dem Grundbau der Staatsverfassung rüttelte, keinen Augenblick verführen. Sie hatten Achtung vor dem Eigenthume ihres Mitmenschen, und sagten gleich anfangs, diese Unordnung könne unmöglich gute Folgen haben. Man sendet zwei Apostel der Gemeinde von Paris, Gallois und Gensonné, an sie ab, welche in dem heuchlerischen Pathos jener Zeit die falsche Philosophie und die Schmähung predigen. Man mußte sie tödten, um ihrer und ihrer verbrecherischen Lehre los zu werden. Man befiehlt, in den Kirchen die abgesonderten Plätze für die Herrschaft zu entfernen, aber der Befehl bleibt unvollzogen; man ordnet die Errichtung der Nationalgarden an, und die Bauern machen ihre Gutsherren zu den Kommandanten derselben. Die Verfolgung gegen den Klerus vermehrt die Verwirrung. Die vereideten Priester werden nicht angenommen, und die alten Pfarrer lesen die Messe auf freiem Felde mitten unter ihren Bauern, welche, den Rosenkranz in der einen Hand und die Flinte in der andern, sie bewachen. Man glaubte sich in die ersten Zeiten der Kirche, in jene Katakomben versetzt, wo die alten Christen ihre erhabenen Geheimnisse feierten, bereit, ihren Glauben vor den Tyrannen zu bekennen, und in dem Cirkus den Martertod zu leiden. An mehreren Orten entstanden einzelne Volksaufstände, die aber sogleich wieder unterdrückt wurden. Ein Mann verthei-

digte sich lange mit einer Heugabel gegen die Gendarmen, und empfing zweiundzwanzig Säbelhiebe. „Gib deine Waffen her!“ riefen sie ihm zu; er antwortete aber: „Gebt ihr mir meinen Gott wieder!“

Die Ereignisse des 10. Augusts 1792, wo der König zum Gefangenen gemacht wurde, verbreiteten die höchste Bestürzung. Delouche, Maire von Bressuire, weigert sich, eine Maßregel der Regierung auszuführen; man vertreibt ihn aus der Stadt, und vierzig Pfarreien erheben sich auf seinen Aufruf. Die Unternehmung wird jedoch schlecht geleitet. Man zieht gegen Chatillon, das nicht widersteht. Die Nationalgarden vertheidigen Bressuire, und hundert Bauern fallen unter dem Ausrufe: „Es lebe der König!“ Die Edelleute, welche sie anführten, werden gefangen und erschossen. Dieser erste Sieg der Republik wurde durch die ersten Gräuelthaten befleckt. Duchatel von Thouars wurde verwundet, indem er versuchte, das Leben der Gefangenen zu retten; man ermordete sie in seinen Armen. Dieser Duchatel, ein würdiger Sohn der Vendée, ist der nämliche, der sich während des Prozesses gegen den König sterbend vor den Richterstuhl des Convents tragen ließ, um mitten unter dem Geschrei des Hasses zu seinen Gunsten zu stimmen.

Die Aushebung von 300,000 Mann erregt in der Provinz Poitou zwei gleichzeitige Empörungen. Die Stadt Bressuire will die Aushebung mit Gewalt vollziehen, aber die jungen Männer fliehen in die Wälder. Auf der Strecke von Fontenay bis Nantes herrscht der

nämliche Widerstand. Zu Challans und Machecoul bilden sich Zusammenrottungen; ein Perrückenmacher, Gaston mit Namen, stellt sich an ihre Spitze, tödtet einen Oficier und zieht seine Uniform an. Er bemächtigt sich der Stadt Challans, zieht gegen St. Gervais und fällt an der Spitze der Seinigen, nachdem er als einer der wichtigsten Anführer der Bauern viele kühne Thaten verübt hatte.

Zu St. Florent-le-Vieil sollte am 10. März die Aushebung statt finden. Die jungen Leute leisten Widerstand, man redet ihnen zu, allein vergebens; man führt endlich eine Kanone auf, und schießt mit Kartätschen in ihre Reihen, die Bauern stürzen sich aber auf das Geschütz, erobern es, verjagen die Behörde sammt ihren Soldaten, plündern ihre Kasse, bringen den übrigen Theil des Tages in Lust und Vergnügungen zu, und denken an die schreckliche Rache nicht, die sie sich zuziehen.

In dem Flecken Pin-en-Mauges befand sich damals ein Fuhrmann mit Namens Cathelineau, der als ein sehr braver Mann in der ganzen Gegend in sehr großer Achtung stand. Cathelineau war nun eben in seinem Hause beschäftigt, Brod zu knöten, als man ihm erzählte, was vorgegangen ist. Er sah sogleich das Uebel ein, das als Folge dieses Vorganges über das Land hereinbrechen müßte, wenn der Aufstand keine Unterstützung fände; er trocknet seine Hände und läuft trotz der Bitte seiner Frau auf den Markt, spricht da zur Menge, man hört ihn an, und zwanzig Einwohner

ergreifen sogleich die Waffen. Sie ziehen aus, und auf dem Wege wächst ihre Zahl; sie kommen in das Dorf Poitevinière, Cathelineau läutet die Sturmglocke, die Bauern schließen sich ihm an, und sein Gefolge besteht bereits aus hundert Mann. Er zieht gegen einen republikanischen Posten, der sich in Jallais befindet und durch vierundzwanzig Mann und eine Kanone vertheidigt wird. Der Donner der Kanone erschallt, aber die Bauern werfen sich zur Erde, stürzen dann auf das Geschütz, und der Posten ist genommen. Ohne Athem zu schöpfen eilen sie nach Chemillé, wo sich 200 Republikaner und drei Feldschlangen befinden. Sie halten eine Salve aus, stürzen sich in vollem Lauf auf den Feind und machen ihn nieder.

Am darauffolgenden Tage führt Stofflet, der Wildmeister des Herrn von Maulevrier, 2000 Mann herbei, ein gewisser Foret aus dem Dorfe Chanzeau, der von Gendarmen verfolgt wird, tödtet einen derselben durch einen Flintenschuß, läuft in die Kirche, zieht da die Sturmglocke und stößt mit einer Verstärkung von 700 Mann zu Cathelineau. Diese vereinigten Kräfte begeben sich nach Chollet, einer ansehnlichen Stadt und dem Hauptorte des Distrikts, greifen sie mit gleicher Kühnheit an und siegen über 700 Republikaner, die von 4 Geschützstücken unterstützt werden. Man findet in der Stadt Munition, Geld und 600 Flinten. Auf diese Weise wächst der Aufstand von Stunde zu Stunde immer mehr an; in fünf Tagen befinden sich die Insurgenten im Besitze eines bedeutenden Strich Landes und

vieler Ortschaften und drohen, sich immer weiter auszubreiten.

Ostern naht heran, und die Bauern trennen sich, um nach dem Feste sich wieder zu vereinigen. In Angers und Nantes hält man diese Trennung für die Beendigung des Aufstandes, aber der General Labourdonnaye nimmt seine Maßregeln und läßt Marcé nach Pont-Charron vorrücken. Dieser wird zurückgeschlagen, und die Vendéer versammeln sich in Chollet. Auf dem Wege dahin nöthigen sie die Herren von Elbée und Bonchamps, zwei Officiere, die sich auf ihre Güter zurückgezogen hatten, sich an ihre Spitze zu stellen. Elbée's Gattin war eben erst entbunden worden, aber er verläßt sie und zieht mit den Bauern. Zu gleicher Zeit kommen die Insurgenten der Unter-Poitou drei Mal in das Schloß Charette's, um ihn zu bitten, ihr Anführer zu seyn. Das dritte Mal drohen sie, ihn als einen Feigen niederzumachen; er gibt endlich nach, führt sie in die Kirche von Machecoul und legt auf das heilige Evangelium den feierlichen Schwur ab, eher zu sterben, als ihre Sache zu verlassen. „Versprecht mir," ruft er hierauf den Bauern zu, „nun auch von euerer Seite, daß ihr der Sache des Altares und des Thrones treu seyn wollt." „Wir wollen es, wir wollen es!" rufen alle einstimmig mit Begeisterung, indem sie ihre Waffen schwingen. Vom 15. April an bilden die Divisionen von Elbée, Stofflet, Cathelineau und Bévard die große katholische und königliche Armee, die sich so berühmt gemacht hat.

Inzwischen übernimmt der General Berruyer an der Stelle Labourdonaye's den Befehl über die Republikaner. Die Garnison von Bressuire, durch die Royalisten einen Augenblick lang bedroht, setzt durch schreckliche Maßregeln die ganze Gegend in Schrecken; alle Pfarreien werden entwaffnet, und die Gefängnisse füllen sich mit Verdächtigen. In dieser Zeit kam bei Gelegenheit der Aushebung zur Miliz ein Bauer zu Heinrich von Larochejaquelein, der sich zu Clisson bei seinem Vetter, dem Herrn von Lescure, verborgen hielt, und sagte zu ihm: „Sie werden sich doch nicht der Aushebung unterwerfen, während Ihre Bauern sich schlagen, um nicht ausgehoben zu werden? Kommen Sie mit uns, das ganze Land verlangt nach Ihnen; stellen Sie sich an unsere Spitze, und wir werden Ihnen gehorchen." Heinrich besinnt sich nicht lange und reist noch in der Nacht unter tausend Gefahren mit dem Bauer zur königlichen Armee ab.

Er trifft gerade bei ihr ein, um Zeuge von einer Niederlage zu seyn, welche die Royalisten zwingt, sich nach Tiffauges zurückzuziehen. Man hatte nur zwei Pfund Pulver, und die Armee war der Auflösung nahe. Die Marseiller kommen nach Bressuire und tödten sogleich bei ihrer Ankunft die Gefangenen; dann ziehen sie Hymnen singend gegen die Rebellen.

Die Ankunft Heinrichs von Larochejaquelein wirkte begeisternd auf die Vendéer; vierzig Pfarrsprengel erheben sich sogleich und senden ihre kampffähigen Leute mit Heugabeln, Sicheln, Aexten bewaffnet ab; an Feuer-

geweihten hatten sie im Ganzen kaum zweihundert Jagdflinten. „Meine Freunde!“ sagt Heinrich zu ihnen, „wenn mein Vater hier wäre, ihr würdet Vertrauen zu ihm haben, ich aber bin nur ein junger Mensch. Gehe ich dem Feinde entgegen, so folgt mir, weiche ich zurück, so tödtet mich, sterbe ich aber, so rächet mich!“ Man kommt zu Aubiers an, zieht hinter den Hecken hin und umringt stillschweigend das Dorf. Es regnet Kugeln auf die Soldaten, und sie setzen sich in Bewegung. Die Bauern übersteigen mit dem Rufe: „Es lebe der König!“ die Hecken, die Blauen gerathen in Unordnung, laufen aus einander, und man verfolgt sie auf dem Fuße bis auf eine halbe Meile weit von Bressuire. Mehrere Ortschaften, die auf dem Wege liegen, werden genommen, und in Bressuire herrscht die größte Unordnung. Die Marseiller kommen bestürzt dort an und machen, um ihre Niederlage zu rächen, die Gefangenen nieder. Am 1. Mai nimmt die königliche Armee Argenton-le-Chateau weg und zieht gegen Bressuire. Die Republikaner sind in größter Angst; sie ziehen Nachts in aller Stille ab, und die Marseiller desertiren, denn es galt ja, zu kämpfen und nicht, Gefangene zu erwürgen. Am andern Tage führten Lescure und Marigny 4000 Mann herbei, noch andere Officire finden sich ein, und man zieht am 5. Mai gegen Thouars. Quétineau war am dritten dort angekommen und hatte keine Vorsichtsmaßregeln getroffen. Die Vendéer wählten vier Punkte zum Angriffe. Lescure und Larochejaquelein sollten an der Brücke von Brine,

eine halbe Meile von der Stadt, den Angriff beginnen, aber die übrigen Divisionen treffen zu spät ein, und dieser Schein-Angriff wird nun der Haupt-Angriff. Die Kanonade beginnt um fünf Uhr, um eilf Uhr fehlt es den Vendéern an Pulver, und Lescure stürzt sich, eine Flinte in der Hand, auf die Brücke. Larochejaquelein und Foret eilen ihm zu Hilfe, sie reißen ihre Leute mit sich fort, und der Uebergang ist erobert. An der Mauer angekommen, versuchen die Bauern, sie zu ersteigen. „Carle,“ sagt Heinrich zu einem Bauern, „ich will auf deine Schultern steigen. — Steigen Sie. — Gib mir deine Flinte!“ Er kommt ganz allein auf auf die Mauer, wo er verwundet wird, die Bauern steigen ihm nach, und die Stadt wird erobert, als sie eben kapituliren will. Man eilt in die Kirchen, läutet die Glocken und dankt Gott für den Sieg. In der Stadt findet man 6000 Flinten und zwölf Pulverwägen. Parthenay öffnet seine Thore; La Chataigneraye leistet Widerstand und man nimmt es mit Sturm; zu gleicher Zeit erobert Charette die Insel Noirmoutiers durch einen Handstreich. Die Divisionen von Lorour und La Cathelinière schließen Nantes ein. In jedem Augenblicke gehen Ueberläufer zu den Vendéern über, während kein einziger Vendéer die Armee der Blauen vermehrt.

Die Bauern, seit langer Zeit unter den Waffen, wollen in ihre Heimath zurückkehren; 7000 bleiben unter den Fahnen zurück, und man führt sie nach Fontenay. Elbée wird verwundet, La Marsonnière mit zweihundert Mann gefangen, das Treffen ist verloren.

Der Bischof von Agra trifft am Tage der Niederlage bei der Armee ein und hält eine Anrede an sie; die Anführer schreiben das erlittene Unglück dem Zorne Gottes zu, der die Bauern für in Chataigneraye begangene Unordnungen strafen wollte; die Bauern fallen auf die Kniee nieder, empfangen die Absolution des Bischofs, die Anführer führen sie nach Fontenay zurück und rufen ihnen zu: „Kinder wir haben kein Pulver mehr und müssen daher die Kanonen mit Stöcken nehmen!" Sie hatten, wie dieß oft der Fall war, nur vier Patronen für die Flinten und nur drei für die Kanonen. Der General Challos empfing sie in guter Stellung an der Spitze seiner Armee, umgeben von fünf Generälen und sieben Volks-Repräsentanten. Lescure, der den linken Flügel der Vendéer anführt, befindet sich dreißig Schritte vor seiner Truppe, und Kartätschenkugeln durchlöchern seine Kleider. „Seht," ruft er, „wie schlecht sie schießen!" Die Vendéer setzen sich in Lauf, finden auf dem Wege ein Missionskreuz und knieen vor demselben nieder. „Laßt sie beten!" sagt Lescure den Officiren, welche sie vorwärts drängen wollen. Sie stehen wieder auf, und er setzt sein Pferd in Galopp, um immer an ihrer Spitze zu seyn. Ein Angriff von Larochejaquelein entscheidet das Treffen. Lescure dringt ganz allein in die Stadt, Bonchamps und Foret folgen ihm in die Gefahr. Lescure wird durch den Arm geschossen, aber die Stadt wird erobert und die gefangenen Vendéer werden befreit. Man fand in Fontenay vierzig Kanonen, 4000 Gefangene, 7000

Flinten und 20 Fäßchen Pulver. Man entläßt die Gefangenen auf das Versprechen hin, daß sie künftig nicht mehr gegen die Vendée dienen sollten, schneidet ihnen aber zuvor, um sie wieder zu erkennen, die Haare ab. Die Republikaner schnitten ihren Gefangenen statt den Haaren die Köpfe ab.

Am 25. dieses Monats zerstreute sich die königliche Armee, wie sie dieß gewohnt war, um den in dieser Zeit vorzunehmenden Feldarbeiten zu obliegen, und wir wollen hier ein kleines Gemälde dieser sonderbaren Armee einschalten, die sich in ganz Europa durch eine seltene Hingebung für die Sache des Altares und des Thrones und durch ihre Tapferkeit so berühmt gemacht hat.

Die Vendéer waren in Kirchsprengel eingetheilt, deren jeder unter einem Hauptmanne stand. — Die Bauern, welche bei der Infanterie dienten, trugen Beinkleider von brauner Wolle, ein langes Camisol, über demselben einen weiten Rock von grobem Tuche und einen Hut mit breitem Rande oder eine Tuchmütze. Jeder trug irgend eine Reliquie bei sich, um den Hals hing ein Rosenkranz, und seine Waffe bestand in einer Flinte. Die Cavallerie, welche meistens nur Ackerpferde der verschiedensten Art, Größe und Farbe hatte, bestand aus den tapfersten jungen Leuten, die oft nur in Holzschuhen, ohne Sattel und Steigbügel auf dem Pferde saßen. Den Säbel hatten sie an einem Bindfaden hängen und oft bestand er nur aus einer mit einem Hefte versehenen Sense; die den Blauen abgenommenen Epau-

letts und Cocarden hingen sie als Siegeszeichen ihren Pferden an die Schweife. Sie trugen eine weiße, schwarze oder grüne Cocarde, ein auf der Brust eingenähtes Herz Jesu und einen Rosenkranz im Knopfloch. Diese Cavallerie war beim Verfolgen des Feindes wirklich furchtbar. Jeder einzelne Reiter hatte sich's zur Aufgabe gemacht, einen Husaren zu fangen und zu tödten, um sein Pferd und seine Waffe zu erhalten, und die Husaren wußten dies auch. Die Ausrüstung der Officiere befand sich in einem bessern Zustande, aber sie trugen außer rothen Tüchern, die sie um die Mitte des Leibes und um den Kopf gebunden hatten, keine Auszeichnung.

Wenn irgend eine Unternehmung beschlossen war, läutete man die Sturmglocke, und auf die Aufforderung an die Pfarrsprengel, im Namen Gottes und auf Befehl des Königs sich in möglichst großer Anzahl zu einer gewissen Stunde an einem bestimmten Orte mit Lebensmitteln einzufinden, erschienen alle Waffenfähigen vom zartesten Jünglinge bis zum Greise mit ihrer Flinte und ihrem Brode. Von irgend einer kriegerischen Disciplin oder Ordnung war keine Rede, aber die Bauern waren als geübte Jäger vortreffliche Schützen, jeder ihrer Schüsse traf seinen Mann, und was ihre Anführer immer befahlen, vollzogen sie mit bewunderungswürdiger Kaltblütigkeit und Entschlossenheit. Im Bereiche feindlicher Kanonenschüsse warfen sie sich zuerst auf den Bauch nieder und ließen die Kugeln über sich hinwegfliegen, aber im Augenblicke sprangen sie wieder

auf, und die Kanonen waren erobert, ehe sie nur wieder geladen werden konnten. Auf dem Marsche befanden sie sich in zwei Reihen und beteten mit unbedecktem Haupte und niedergeschlagenen Augen ihren Rosenkranz. Kaum hatten aber die Officiere ihren Befehl gegeben, so sanken die Rosenkränze, sie ergriffen ihre Flinten und stürzten mit dem Geschrei: „Es lebe der König! Tod den Republikanern!" auf den Feind. Die Priester, Weiber und Kinder lagen während dem Gefechte in der nächsten Kirche betend auf den Knieen, und hatten die Männer einen Sieg errungen, so eilten sie glückwünschend und frohlockend zu ihnen. Man fand sie in den Städten, die sie erobert hatten, mit ihren Familien in den Kirchen versammelt, wo sie Gott für den Sieg dankten, und keiner von ihnen dachte an Zerstörung oder Plünderung.

Der Convent, der seine besten Kräfte an dem felsenfesten Widerstande der Vendée scheitern und seine tapfersten Truppen untergehen sah, begriff, daß gegen die Vendéer größere Anstrengungen erforderlich seyen, und sandte daher 40,000 Mann frischer Truppen auf Wägen und Schiffen nach Saumur. Die königliche Armee vereinigt sich am 2. Juni. Die republikanischen Husaren zeigen sich zu Vihiers, Stofflet greift sie an und haut sie in Stücke; der General Ligonier rückt vor, wird aber zurückgeworfen; er verschanzt sich in Doué, und Doué wird erstürmt; der General Salomon trifft mit 6000 Mann in Montreuil ein und wird geschlagen; Menou will Saumur decken, aber die Vendéer werfen

ihn unter dem Geschrei: „Es lebe der König!“ in die Stadt zurück, die sie drei Mal angreifen. Larochejaquelein wirft seinen Hut in eine Verschanzung und ruft: „Wer holt mir ihn?“ Er setzt sein Pferd in Galopp und ist wie zu Thouars und Fontenay der erste in der Stadt; zwei andere Angriffe gelingen ebenfalls, und Saumur ist genommen. Das Schloß, das fortwährend feuerte, kapitulirt.

Die Einnahme von Saumur öffnete der königlichen Armee den Uebergang über die Loire und lieferte ihr 80 Kanonen, 20,000 Flinten und 500 Zentner Pulver. Man hatte in fünf Tagen 11,000 Gefangene gemacht, die man mit geschorenen Köpfen entließ. Am andern Tage fand man Larochejaquelein träumend in einer Kirche, die mit eroberten Gegenständen aller Art gefüllt war. Einem Officier, der ihn fragte, an was er denke, erwiederte er, indem er seinen schönen, blond gelockten Kopf erhob: „Ich denke an den wunderbaren Fortschritt unserer Waffen.“ Dieser junge Held, welcher kaum zwanzig Jahre alt war, schien vor so vielem Ruhme, den er sich bereits erkämpft hatte, zu erschrecken.

Zu Saumur wählte die Armee Cathelineau, einen rechtlichen und kraftvollen Mann, der den Krieg begonnen hatte, zu ihrem obersten Anführer. Man hat viel von den schnellen Beförderungen gesprochen, welche die Revolution mit sich brachte, aber dieser Krieg der Vendée dürfte vielleicht das einzige Beispiel in der Geschichte geliefert haben, daß in Zeit von fünf Monaten ein Fuhrmann sich zum obersten Anführer eines

so zahlreichen und tapfern Heeres emporschwang, und zwar nicht in Folge des Willens einer Partei, sondern der Uebereinstimmung einer großen Menge verdienstvoller Krieger, die, weit entfernt von Eifersucht, in dem Gewählten den Mann erkannten, der plötzlich aus einem einfachen Landmanne der fähigste Oberanführer geworden war.

Die von den Republikanern verübten Grausamkeiten hatten das Volk so erbittert, daß man selbst todte Weiber und Kinder auf den Schlachtfeldern fand. Der Chevalier von Mondyon, der aus Paris entflohen war, um in der Armee des Königs zu dienen, und Herr von Langerie, dessen Pferd in dem ersten Treffen getödtet wurde, worin er kämpfte, waren erst dreizehn Jahre alt. Mehrere vornehme Frauenzimmer machten den Krieg als Amazonen mit. Eine Bäuerin, mit Namen Johanna, kämpfte in männlichen Kleidern, bis sie in einer Schlacht blieb.

Nach diesem Siege bei Saumur, den selbst die Feinde für so außerordentlich hielten, daß sie glaubten, Heinrich Larochejaquelein sey bei dem Anzuge der Vendéer in der Stadt verborgen gewesen und habe ihnen beim Sturme das Thor geöffnet, wurde das königliche Heer durch ein Corps von Schweizern verstärkt, und man beschloß, gegen Angers zu ziehen. Das höchste Erstaunen ging der Armee voran, die königliche Fahne wehte auf der Hauptstadt von Anjou, und die Republik zitterte. Wenn man bedenkt, welche große Opfer die Vendée damals der Wiederherstellung des Königthumes

brachte, so muß man ihrer Bescheidenheit, für die geleisteten Dienste nur eine geringe Belohnung zu fordern, das größte Lob spenden. Sie wollte nämlich, wenn der König seinen Thron wieder bestiegen habe, nur: 1) daß der so ruhmvoll errungene Name „Vendée" dem ganzen Lande gegeben werde, welches sich für die Sache des Königs erhoben hatte; 2) daß der König dieses Land einmal mit seiner Anwesenheit beehre; 3) daß auf jeder Pfarrkirche die weiße Fahne wehen sollte; und 4) daß der König eine Abtheilung Vendéer in seine Leibwache aufnehme. Larochejaquelein, der seinen Namen durch seine Tapferkeit in so vielen Schlachten verewigt hatte, sagte ganz naiv: „Wenn wir den König wieder hergestellt haben, wird er mir, wie ich hoffe, wohl das Kommando über ein Regiment Husaren anvertrauen."

Mittlerweile war Charette mit 25,000 Mann eingetroffen, und drei vereinigte Armeen ziehen gegen Nantes. Der General Cauclaux ordnete mit den Einwohnern der Stadt eine heldenmüthige und verständige Vertheidigung an. Charette greift die Brücke Rousseau an und setzt sich sogleich in den Besitz einer Vorstadt, die ihm aber wieder entrissen wird; die Vendéer nehmen die Gärten um die Stadt in Besitz, die sich bis zu dem Fuße der Wälle erstrecken; man schlägt sich Tag für Tag; Cathelineau verliert die Geduld, vereinigt die alten bei St. Florent erprobten Kämpfer und die Schweizer, stürzt sich blindlings mit ihnen auf eine Batterie, durchbricht ein Regiment und treibt es von Straße zu Straße bis zum Platze Viarmes. Nantes

zittert, aber plötzlich treten die Vendéer, einen Leichnam in ihrer Mitte tragend, den Rückzug an, und das Jammergeschrei: „Cathelineau ist todt!" geht von einem Munde zum andern. Das Feuer schweigt, der Muth sinkt, die Nacht bricht an, und die Stadt ist gerettet.

Der Oberst Westermann wählt diesen Augenblick, um in die Vendée einzufallen, die er großsprecherisch mit einer einzigen Legion zu zerstören verspricht. Er erhält vom General Biron, der sich mit 15,000 Mann zu Niort befand, 6000 Soldaten, überrumpelt in der Nacht Parthenay, macht die Wachen nieder und vertreibt die Vendéer. Von da begibt er sich nach dem Flecken Amaillou und steckt ihn in Flammen; mit der Brandfackel in der Hand kommt er nach Clisson, bemächtigt sich des Schlosses Lescure's, zündet es an, mordet die Bewohner und nimmt Bressuire ein. Lescure und Larochejaquelein stellen sich ihm mit 4000 Mann in den Weg, Westermann wirft sich mit dem Säbel in der Faust auf die Vendéer, treibt sie in die Flucht und zieht noch am nämlichen Tage in Chatillon ein. Er läßt sogleich das Schloß Larochejaquelein's in Brand stecken, aber die Bauern löschen die Flammen und erschießen die Soldaten, welche Westermann dazu abgesandt hatte Am andern Tage wollte er nach Chollet marschiren, um, wie er sagte, diese Räuberbande zu vernichten, aber die königliche Armee, die auseinander gegangen war, vereinigt sich bei Nantes. Am 5. Juli greift sie ihn ungestüm an, er haut mit seinen Reitern auf sie ein, aber das sicher treffende Musketenfeuer der

Vendéer vernichtet alle seine Leute, und er hat kaum noch so viel Zeit, mit verhängtem Zügel die Flucht zu ergreifen. Er war mit 10,000 Mann gekommen, und mit ihm flohen nur dreihundert. Die Mordbrennereien der Blauen hatte die Weiber in die höchste Erbitterung versetzt, und sie tödteten die Flüchtlinge mit Heugabeln. Der fromme Lescure rettete in Chatillon 4000 Republikanern das Leben. Marigny rief ihm zu: „Laß mich diese Ungeheuer, die dein Schloß niedergebrannt haben, tödten!" „Marigny, Marigny," antwortete ihm Lescure, „du bist zu grausam; ich werde ihnen nichts geschehen lassen und sie gegen dich vertheidigen." Man hat berechnet, daß Lescure den ganzen Krieg hindurch mehr als 40,000 Gefangenen das Leben gerettet hat.

Die Vendée war damals von einer Mauer von Bajonetten umgeben, und Paris spie unaufhörlich neue Legionen gegen sie aus. Santere verläßt mit seiner aus dem Abschaume der Pariser Vorstädte bestehenden Armee und 40 Kanonen sein Hauptquartier Saumur. Die Vendée vereinigt ihre Kräfte, und bei Vihers stoßen beide Heere auf einander. Der Pfarrer von St. Laud ermahnt die Vendéer zur Tapferkeit und gibt ihnen die Absolution. Santere verliert vier Stunden damit, seine Truppen aufzustellen. Das regelmäßige Feuer der Schweizer stürzt ihre Reihen nieder, 10,000 Vendéer greifen sie im Rücken an, und die Blauen fliehen. Santerre entging der Gefangenschaft nur dadurch, daß er zu Pferd eine zehn Fuß hohe Mauer hinabsprang.

Die Armee der Vendéer zerstreut sich, Ruhe kehrt ins Land zurück, und an die Stelle Cathelineau's wird Elbée zum Oberanführer ernannt. Die Republikaner erheben sich wieder von der erlittenen Niederlage, der General Tuncq beginnt die Feindseligkeiten aufs Neue; er kehrt nach Luçon zurück, und die royalistischen Anführer rufen 30,000 Mann auf, welche entschlossen sind, Luçon zu nehmen oder zu sterben. Die Schweizer verlangen, daß die Schlacht am 10. August, als am Jahrestage der Niedermetzlung ihrer Kameraden, begonnen werde. Tuncq trifft kluge Maßregeln und gibt seinen Streitkräften, welche schwächer waren, als die der Vendéer, eine vortheilhafte Stellung. Die Bauern stürzen im vollen Laufe auf die Feinde, die leichte Artillerie, welche versteckt war, demaskirt sich plötzlich und bringt Tod und Verderben in ihre Reihen; 4000 Mann Fußtruppen, die in einer Schlucht verborgen gewesen waren, kommen zum Vorscheine, sie dringen mit wildem Geschrei auf die schon in Unordnung gebrachten Vendéer ein, und diese begeben sich auf die Flucht.

Bald ändert sich die Scene wieder; Herr von Royrand bringt mit Mühe wieder 6000 Bauern zusammen, Elbée und Autichamp stoßen mit 12,000 Mann zu ihm, die beiden Heerhaufen der Vendéer greifen den Feind bei Chantonay von Vornen und von Hinten zugleich an, Autichamp nimmt die Verschanzungen mit dem Bajonette weg, das Bataillon, welches man die „Rächer" nannte, wird in Stücke gehauen, und die Cavallerie allein rettet sich durch die Flucht. Von dieser tapfern Armee,

welche so lange der Schrecken der Vendéer gewesen war, entkamen nur 1600 Mann, und Artillerie und Muniton fielen in die Hände der Sieger. Zu gleicher Zeit schlug Charette in der Unter-Poitou eine ganze Armee und nahm Challans.

Dieser Sieg der Vendéer setzte den Convent, dem man die Unterwerfung der Vendée als eine so leichte Unternehmung geschildert hatte, in Schrecken. Man hatte ihm immer gesagt, es sey von den Empörern nur ein Haufen von kaum 6000 schlecht bewaffneter Banditen übrig, und nun sprach der über diese Niederlage eingegangene Bericht von einer 30,000 Mann starken Armee. Barrère rief auf der Rednerbühne aus, die Vendée, dieser Krebsschaden am Herzen der Republik, bestehe noch immer.

Mainz und Valenciennes waren eben durch Capitulation an die verbündeten Mächte übergegangen. Es war Bedingung der Uebergabe, daß die Besatzung beider Festungen, welche aus 18,000 Mann Kerntruppen bestand, bis zum Frieden nicht mehr gegen die verbündeten Mächte dienen sollte. Man hatte übersehen, die Vendéer in diese Bedingung einzuschließen, obwohl sie doch gewiß auch für die Sache des Königs kämpften. Der Convent bediente sich nun dieser Truppen gegen sie. Die Sturmglocke tönt in allen Departements, die an die Vendée grenzen, ein allgemeines Aufgebot findet statt, und man entwirft in Saumur einen Plan des Feldzugs. Einhundert vierzigtausend Mann der besten Truppen werden bestimmt, die Vendée mit einem Male,

zu vernichten, und schon setzen sich die Mainzer in Bewegung, Schrecken um sich her verbreitend. Wir werden sehen, welchen Heldenmuth die Vendéer dem Angriffe so zahlreicher und so tapferer Truppen entgegensetzen.

Lescure verläßt mit 2000 Mann St. Sauveur und erobert mit dem Degen in der Faust Parthenay. Am 9. Sept. schlägt Bonchamps die Blauen bei Erigné und treibt sie über die Loire. 32,000 Mann Nationalgarden versammeln sich zu Thouars, um die Republikaner zu unterstützen; Lescure zieht mit 18,000 Mann Vendéer gegen sie, nimmt die Brücke von Vrine mit Sturm, und zerstört diese ihm weit überlegene Macht. Santerre rückt bis Coron vor, wird umzingelt und mit einem Verluste von 3000 Mann in die Flucht getrieben. Er trat nun ganz vom Kriegsschauplatze ab und kehrte in seine Vorstadt zurück, dieser General der Guillotine, der nur seinen Säbel zog, um das Messer des Henkers zu unterstützen, und sich nur zwei Mal in der Geschichte bemerkbar machte, ein Mal, um ein Schaffot zu vertheidigen, auf dem man einen König mordete, und das andere Mal, um einer Niederlage seinen Namen zu geben. Man nannte nämlich die Schlacht von Coron die Niederlage Santerre's.

Beinahe zu gleicher Zeit wird der General Duchoux durch seinen Neffen, einen Officier der Vendée, bei St. Lambert geschlagen, und Elbée vernichtet am nämlichen Tage bei Beaulieu eine Division der Republikaner. Beysser rückt zugleich mit den Mainzern in die Vendée ein. Die Vendéer gerathen bei dem ersten

Feuer dieser krieggewohnten Truppen in Unordnung. Lescure steigt vom Pferde, ergreift eine Flinte und ruft: „Gibt es wohl hier vierhundert Männer, die tapfer genug sind, um mit mir zu siegeu oder zu sterben?"

„Gewiß, gewiß, Herr Marquis!" riefen die Bauern aus dem Kirchsprengel Echaubroignes, die Mainzer werden geschlagen und 500 derselben getödtet. Am Tage darauf stoßen Lescure und Charette auf Beysser, der zu Montaigu alles in Blut und Flamme setzte. Sie finden seine Soldaten plündernd, brennend, mordend, und richten ein solches Blutbad unter ihnen an, daß von diesem blühenden und siegreichen Heerhaufen nicht mehr als 2300 Mann übrig bleiben.

Von drei Heeren, die in die Vendée eingedrungen waren, sind zwei vernichtet, und das dritte befindet sich zu St. Fulgant. Die Bauern greifen in der Nacht Mieskouski an und schlagen ihn; sein ganzes Gepäcke und alle seine Kanonen fallen in ihre Hände. In so kurzer Zeit haben die Vendéer, diese Bauern ohne Sold und Disciplin, sechs Armeen, die aus den besten Truppen der Republik bestanden, geschlagen und beinahe gänzlich aufgerieben.

Doch nun begannen die Unfälle der Vendée, die allmählich ihren gänzlichen Untergang herbeiführten. Charette trennt sich von der großen Armee, und dieß ist das Verderben dieser unglücklichen Provinzen. Léchelle trifft ein, sammelt die geschlagenen Heerabtheilungen, erhält Verstärkung und zieht mit seinen Truppen gegen Chatillon. Eine Schaar von 5000 verlassenen

und entmuthigten Vendéern wird bei Moulinaux=Chévres geworfen, und die Blauen nehmen Chatillon ein. Die Bauern der Ober=Vendée, von allen Seiten bedroht, bitten Charette, sich wieder mit ihnen zu vereinigen, aber er ist unerbittlich. Die Bauern stürzen sich in ihrer Verzweiflung in kleiner Anzahl aber mit Wuth auf Chatillon, Bonchamps und Larochejaquelein werden verwundet, und man sieht an der Spitze der Vendéer Officiere, die sich kaum mehr auf dem Pferde erhalten können. Der Angriff ist schrecklich, die Blauen werden geschlagen und zerstreut, und Chatillon ist wieder genommen. Aber nach der erlittenen Niederlage nimmt Westermann hundert Husaren, läßt jeden derselben einen Grenadier aufs Pferd nehmen, kehrt nach Chatillon zurück, beantwortet das „Werda?" der Schildwache mit „Royalist!", fällt über die vor Müdigkeit eingeschlafenen Vendéer her, tödtet, raubt, brennt, und vier Stunden genügen ihm, die Stadt mit Leichen und Trümmern zu füllen. Als die Vendéer zu sich kamen, war er bereits wieder fort, und die Verfolgung vergeblich. Am 20. September dekretirte der Convent, daß am Ende des Monats Oktober die Vendée vernichtet seyn müsse.

Charette bleibt in Ruhe, und Léchelle bewegt sich in Masse gegen Chollet. Lescure rückt nach Tremblaie vor, die Mainzer greifen ihn an, seine Soldaten weichen, er ruft: „Vorwärts!" und stürzt sich mit verhängtem Zügel in den Feind. Eine Kugel trifft ihn an die Stirne, und er fällt tödtlich verwundet vom Pferde; die Nachricht davon verbreitet sich schnell, und das

Treffen ist verloren. Die Repräsentanten schreiben noch ein Mal nach Paris, die Vendée sey vernichtet, aber am 16. Oktober erscheinen die Vendéer wieder unter den Mauern von Chollet, und eine blutige Schlacht beginnt. Die Mainzer greifen mit dem Bajonette an, und die Vendéer halten den furchtbaren Angriff zwei Mal heldenmüthig aus; das erste Mal marschiren sie in geschlossener Kolonne und werfen den Feind bis in die Vorstadt von Chollet zurück, aber nun stürzt sich die Cavallerie auf sie, und vergebens leisten Elbée, Bonchamps, Larochejaquelin und fünfzig Officiere den verzweifeltsten Widerstand. Elbée und Bonchamps werden tödtlich verwundet, und mit Mühe bringt man sie aus dem Gedränge. Die Blauen sind Sieger, und sie brennen und plündern in Chollet nach ihrer gewohnten schrecklichen Weise; aber dieses schreckliche Vernichtungs-System, weit entfernt, die Vendéer einzuschüchtern, facht ihre Wuth und ihren verzweiflungsvollen Widerstand nur noch mehr an.

Die Bauern setzen ohne Aufenthalt ihre Flucht nach St. Florent die ganze Nacht hindurch fort, und hier vereinigt sich, die Brandfackel und das Eisen der Blauen fliehend, die Bevölkerung der ganzen Gegend mit ihnen. Talmont mit 4000 Mann und Autichamp an der Spitze von 1200 Reitern heben bei Varades eine feindliche Abtheilung auf, und sichern dadurch den Uebergang über die Loire. Das Feuer von hundert Dörfern beleuchtet schauerlich den nächtlichen Horizont, und aus der Ferne tönen dumpfe Kanonenschläge auf

allen Seiten. Diese zaghafte, verwirrte, jammernde, ihre Eltern, ihre Kinder, ihre Freunde suchende Menge von Greisen, Weibern und Kindern, die so schnell als möglich dem verfolgenden Feinde zu entgehen und über den Fluß zu kommen suchte, bot ein herzzerreißendes Schauspiel dar und störte jede Ordnung in der Armee. Die Verwundeten und die Kinder stießen Klagetöne aus, die Bauern der Bretagne riefen ihnen vom jenseitigen Ufer Muth zu, und kamen mit zerbrechlichen Kähnen, die schnell so gefüllt waren, daß mehrere untersanken. Umsonst streben Larochejaquelein und Lescure, der auf einer Matratze liegend gebracht wurde, durch Zureden Ordnung in den Uebergang über den Fluß zu bringen; man besteigt in größter Unordnung die Schiffe, auf allen Seiten herrscht Tumult und Geschrei, Kinder rufen ihre Väter, Mütter ihre verwundeten Söhne, die überladenen Fahrzeuge versinken, und man sieht ganze Haufen von Weibern, Kindern, Verwundeten die Hände aus dem Flusse emporstrecken, in Todesangst um Hilfe rufend. Die Vendéer hatten 5000 gefangene Republikaner nach St. Florent gebracht. In dem Augenblick, wo die Verwirrung und der Tumult am größten war, wollten die wüthenden Bauern sie auf der Stelle erschießen, aber Bonchamps und Lescure, dem Tode nahe, so wie die übrigen Anführer gaben es nicht zu. Nachdem der Uebergang der Vendéer vollzogen war, waren die Volks-Repräsentanten und die republikanischen Generäle sehr erstaunt, die Gefangenen noch am Leben und unverletzt zu finden, aber anstatt

die Großmuth der Vendéer gebührend zu rühmen, schrieben sie dem Convente, ihre schnelle Dazwischenkunft hätte die Gefangenen den Räubern entrissen, und ihnen hätten jene ihr Leben zu verdanken. Die Vendéer, die glücklich das jenseitige Ufer erreicht hatten, wollten sich, obwohl alle Augenblicke durch das Gewehrfeuer der republikanischen Patrouillen aufgeschreckt, nicht vom Flusse entfernen, bis nicht alle Flüchtige ihn überschritten hätten, und so kamen endlich gegen 60,000 derselben zusammen. Unter ihnen befanden sich 30,000 Infanteristen und 1200 Reiter, die Uebrigen marschirten ohne Ordnung, ohne Lebensmittel, ohne Plan in ein unbekanntes Land, verfolgt durch feindliche Heere, die eiligst über die Loire gesetzt waren, und die Nachzügler ohne Erbarmen niedermachten. Zu Varades gruben die Blauen den Leichnam Bonchamp's aus, schnitten ihm den Kopf ab, und sandten diesen dem Convente, — in der That ein seiner würdiges Geschenk.

Inzwischen hatte Larochejaquelein an Elbée's Stelle den Oberbefehl übernommen; diese traurige Armee organisirt sich wieder, und die verzweifelten Anstrengungen derselben machen neuerdings die Republik zittern. Chateau-Gontier hält nicht den ersten Angriff der Avantgarde aus; vor Laval stellen sich 15,000 Mann der Nationalgarde auf, die Vendéer schlagen sie, und besetzen die Stadt; die Mainzer eilen herbei, indem sie glauben, es nur mit einem Haufen von Flüchtlingen zu thun zu haben, aber sie werden zurückgetrieben; der General Léchelle trifft mit allen seinen Streitkräften

ein, der Kampf ist hartnäckig, man kämpft Mann gegen Mann, aber alle Anstrengungen der Republikaner sind vergebens, sie werden zu ganzen Haufen niedergemacht und über Chateau-Gontier hinaus getrieben, wo die weiße Fahne nun schon zum dritten Male weht. Die schöne Armee der Mainzer wurde hier gänzlich aufgelöst und der kleine Ueberrest unter andere Divisionen vertheilt. Siebentausend Bauern aus der Bretagne, die sich mit der royalistischen Armee vereinigt hatten, kämpften in dieser Schlacht eben so heldenmüthig wie die Vendéer. Ueberall wurde die strengste Mannszucht beobachtet, und die Bauern übten im ganzen Kriege die Polizei selbst aus. Zu Chateau-Gontier wurde ein Soldat aus der Poitou eines kleinen Diebstahls wegen ohne Gnade erschossen. Auf einen royalistischen Deutschen, der eine Frau beschimpfte, legte ein Vendéer sein Gewehr an, und rief ihm zu: „Verschone die Frau mit deinen Unschicklichkeiten, oder ich schieße dich nieder."

Der Convent stößt in seiner Noth einen Schrei der Wuth aus und dekretirt, daß die Städte, die sich den Räubern ergeben würden, zerstört und dem Boden gleich gemacht werden sollten. Dreißigtausend Mann der Nordarmee gehen nach Orleans ab, und die Repräsentanten sammeln die geschlagenen Heerabtheilungen. Die königliche Armee setzt ihren siegreichen Marsch gegen Granville fort. Lescure stirbt zu Ernée, und seine Landsleute führen seinen Sarg mit sich. Die Vendéer nähern sich Fougére, aber die Nationalgarden verlassen den Platz, ohne sie zu erwarten. Dol, Avranches,

Pontorson, Mont St. Michel ergeben sich den Siegern. Man befreite in diesen Orten arme Priester, die so behandelt worden waren, daß sie von ihrer Freiheit gar keinen Gebrauch mehr machen konnten, sondern bald vor Krankheit und Elend starben.

Die Vendéer umzingeln Granville, welches Zeit gehabt hatte, sich zu befestigen. Die Blauen machen einen Ausfall und werden zurückgeschlagen, aber was können diese heldenmüthigen Bauern gegen Mauern unternehmen, die mit einer großen Anzahl von Kanonen bespickt sind? Sie suchen mit unendlicher Anstrengung die Mauern zu erstürmen, der tapfere Forestier kommt allein oben an, wird aber augenblicklich niedergehauen. Die Repräsentanten lassen die Vorstädte anzünden. „General," rief Stofflet, „laß' mit feurigen Kugeln schießen, und die Stadt ist in unsern Händen!" „Wir wollen dieses Mittel den Feigen überlassen," antwortete Larochejaquelein, „die unser Vaterland mit Asche und Ruinen bedeckt haben; unsere Waffe sey der Degen."

Der Angriff beginnt wieder, und die Kugeln zertrümmern ein Thor; hundert Royalisten dringen in die Stadt, sie werden aber nicht unterstützt. Ein Feiger ruft: „Rette sich, wer kann!" Ein Officier schießt ihn zwar sogleich nieder, aber der Streich ist einmal geschehen; die vom sechsunddreißigstündigen Kampfe ermüdeten und entmuthigten Bauern wollen nicht mehr stürmen und verlangen, in ihre Heimath zurück geführt zu werden. Man zieht sich in Unordnung nach Dol zurück.

Inzwischen treffen die republikanischen Generäle Rossignol, Kleber und Marceau mit frischen Heerabtheilungen ein, um die schon in Unordnung gebrachte und ans Meer gedrängte Armee der Vendéer vollends zu vernichten. Die Royalisten sind kaum in Dol angekommen, als man Alarm-Ruf hört. Es war Nacht, die Vendéer machten keine Patrouillen; ein Officier allein geht auf Kundschaft aus und berichtet, daß eine furchtbare Armee im Anzuge sey. Zwanzig Tambours ziehen durch die Stadt und schlagen, um die Soldaten zu ermuthigen, zum Angriff. Die Wägen mit dem Gepäcke werden in der einzigen Straße, welche Dol hat, in einer Reihe aufgestellt, ein ungeheueres Gedränge von Weibern, Greisen und Verwundeten entsteht, die mitten unter Geschrei, Trommelgerassel und dem Donner der Haubitzen, deren Blitze für Augenblicke die schreckliche Nacht erleuchten, den Tod erwarten. Die Vendéer ziehen in Ordnung aus der Stadt; eine halbe Stunde später hört man den Ruf: „Es lebe der König! Cavallerie vorwärts!“ Die Cavallerie greift im Galopp die Blauen an, die sich zwei Stunden weit zurückziehen. Der Tag bricht an, und der Kampf beginnt von Neuem. Ein dichter Nebel hüllt die Heere ein. Der rechte Flügel der Vendéer siegt, der linke weicht, Schrecken ergreift die Bauern, sie fliehen der Stadt zu, und Larochejaquelein versucht vergebens, sie zurückzuhalten. Glücklicherweise werden die Republikaner durch den dichten Nebel von der Verfolgung abgehalten. In der Stadt ist die Unordnung fürchterlich. Die Kinder schreien, die Ver-

wundeten schleppen sich langsam und ächzend fort. Marigny versperrt mit seiner herkulischen Gestalt, den Säbel in der Faust, den Weg, die Weiber halten die Flüchtlinge auf und werfen ihnen ihre Kinder in den Weg. In diesem Augenblicke ergreift der Pfarrer von St. Marie, auf der Insel Ré, ein Crucifix, zeigt den Fliehenden jene verlassenen Familien und ruft, daß er sich an ihre Spitze stellen wolle. „Werdet ihr euern General verlassen?" rufen die Officiere. — „Nein, nein!" antworten die Bauern, „Es lebe der König, es lebe Heinrich von Larochejaquelein!" Talmont, von allen Seiten eingeschlossen, hält sich noch immer; Larochejaquelein hat sich mit vierhundert Tapfern ihm angeschlossen, und sie greifen die Blauen so heftig an, daß diese sie für eine neue Armee halten. Rossignol wird geschlagen, Westermann und Müller weichen, Kleber und Marceau ziehen sich zurück. Der Vortheil ist wieder auf Seite der Vendéer, und der alte Pfarrer von St. Marie kehrt in die Stadt zurück mit lauter Stimme das **Te Deum** anstimmend. Die beiden feindlichen Heere stehen sich beobachtend zwei Stunden lang gegenüber. Larochejaquelein fühlt die Gefahr des Zauderns und greift mit seinem Vordertreffen an. Man kämpft Mann gegen Mann, alles ist unter einander gemengt, und beide Theile nehmen ihre Patronen aus den nämlichen Pulverwägen. Westermann wird vom Pferde gerissen, gefangen, aber sogleich wieder befreit. Plötzlich wird die Cavallerie der Vendéer zurückgeworfen und reißt die Infanterie mit sich fort. „Meine Freunde,"

ruft ihnen Larochejaquelein zu, „wollt ihr einen schon zwei Mal errungenen Sieg nun plötzlich wieder aufgeben?“ Kleber und Marceau, die dem schrecklichsten Kanonenfeuer der Vendéer ausgesetzt sind, lassen Sturm schlagen, die Vendéer halten den Angriff tapfer aus, aber sie haben keine Patronen mehr. Einer ihrer Flügel weicht, Talmont, Stofflet und viele andere Officiere stürzen auf den Feind und halten ihn zurück. Larochejaquelein, den Tod im Herzen, sammelt seine Leute aus der Poitou und die Compagnie der Schweizer, macht eine Wendung und fällt wie der Blitz den Republikanern in die Seite. Die Blauen stutzen, weichen, und Rossignol gibt Befehl zum Zurückzuge. Larochejaquelein, vor Hunger und Ermüdung dem Tode nahe, verfolgt die Fliehenden. Die Blauen suchen Antrain zu vertheidigen, aber er treibt sie zurück und kommt mit ihnen zu gleicher Zeit in der Stadt an. Man schlug sich nun schon seit zwei Tagen. Alle Munitions- und Bagagewägen der Blauen fielen in die Hände der Vendéer. Zwölftausend Republikaner blieben in dieser Schlacht, die eine der schrecklichsten war, die jemals auf französischem Boden geschlagen worden sind.

Die Trümmer der royalistischen Armee waren in der Kirche von Fougére versammelt. Niedergeschlagen, verstümmelt, mehr Gespenstern als Menschen gleich, sangen sie ein **Te Deum**, das eher einer Leichenfeier glich. Zu Antrain entriß den Vendéern der nämliche Pfarrer von St. Marie, der sie bei Dol mit dem Crucifixe in der Hand wieder zum Kampfe begeistert

hatte, eine große Anzahl Gefangener, die sie dem Tode bestimmt hatten; es waren freilich Gefangene, die schon früher ein Mal gefangen und gegen das Versprechen, nicht mehr gegen die Vendée zu kämpfen, entlassen worden waren. Die königliche Armee zog triumphirend und unangefochten nach Angers. Republikanische Officiere haben erzählt, daß ihre Bataillone damals kaum mehr fünfzig Mann zählten, und daß die Soldaten nicht mehr gegen Leute wie diese Räuber kämpfen wollten.

Sechszehn Repräsentanten, die in den Provinzen zerstreut waren, brachten jedoch wieder mit Hilfe von Drohungen und Zwangsmaßregeln 28,000 Mann zusammen. Die Royalisten zogen gegen Angers, entschlossen, die Stadt zu nehmen oder am Fuße ihrer Mauern zu sterben; als sie aber, durch Mangel an allen Lebensmitteln, durch Ermüdung und Kälte erschöpft, vor den fürchterlichen Befestigungen ankamen, entmuthigte sie die Erinnerung an Granville. Die Artillerie schießt eine Bresche in die Mauer, der General befiehlt, zu stürmen, aber die Bauern bewegen sich nicht von der Stelle. Heinrich ermahnt, droht, man antwortet ihm durch Seufzer; er steigt vom Pferde, ergreift eine Flinte und stellt sich an die Spitze einiger Tapfern; die Cavallerie folgt ihm auf dem Fuße, und die Infanterie rückt endlich in die Vorstädte vor; eine republikanische Abtheilung fällt der königlichen Armee in den Rücken, man schlägt sie zurück, aber nach dreißig Stunden hört man zu stürmen auf, und die Armee

zieht sich nach Baugé zurück. Es schien, diesem unglücklichen Heere, das seinen Weg mit Leichen besäete, könne kein anderes Schicksal, als völlige Vernichtung bevorstehen; aber es sollte die Welt noch ein Mal durch seinen letzten Sieg in Erstaunen setzen. Viertausend Blaue vertheidigten La Fleche; der Weg über die Brücke war abgeschnitten und mit Artillerie besetzt, und die Vendéer waren zwischen zwei Heeren eingeschlossen. Larochejaquelein nimmt vierhundert Reiter und eben so viele Fußgänger, die jene zu sich auf die Pferde nehmen, zieht längs des Flusses hin, durchschreitet ihn an einer seichten Stelle, stürzt sich auf die erstaunten Blauen, nimmt ihre Kanonen, stellt die Brücke her, führt seine Truppen über sie, wirft sich auf den verfolgenden Feind und schlägt ihn auf allen Punkten.

In Mans befindet sich eine zahlreiche Besatzung, welche Widerstand leistet, doch weder Verschanzungen noch Kanonen halten die Royalisten einen Augenblick auf. Inzwischen näherte sich der General Marceau mit den Trümmern von fünf geschlagenen Divisionen, sechs Regimentern, die aus dem Norden gekommen waren, und der Armee von Cherbourg. Er greift Mans am 15. Dezember an. Kleber wird zuerst zurückgeschlagen, nun greift die Armee von Cherbourg an. Piron und Stofflet halten die Blauen durch Kanonenschüsse zurück, die Bauern kämpfen mit Wuth und dem Muthe der Verzweiflung, und der Kampf wird von Minute zu Minute heftiger. Die Vendéer werden im Rücken angegriffen und beginnen den Rückzug, in den

Straßen herrscht ein wahres Gemetzel, und die Gefangenen werden zu ganzen Haufen geschlachtet. Die Straßen von Mans waren durch Munitionswägen, Karren, todten Pferden und Leichen versperrt, welche die Flucht verhinderten. Die Hälfte der Opfer ward in der eroberten Stadt in den Verschanzungen und Gräben erwürgt; 12,000 Weiber und Kinder und 5000 Bauern kamen um. Die Generäle sagten in ihrem Berichte an den Convent: „Alle Straßen, Häuser und öffentlichen Plätze sind mit Leichen bedeckt, und das Gemetzel dauert seit fünfzehn Stunden noch immer fort.“

Was von diesem erbarmungswürdigen Volke übrig blieb, flüchtete sich nach Laval. Welche Feder könnte den Marsch dieser Unglücklichen auf der Flucht während der Schrecknisse des Winters beschreiben? Verwundete, Greise, Weiber und Kinder waren genöthigt, ohne Lebensmittel, ohne Kleidungsstücke bei einem kalten Regen zwanzig Stunden täglich zurückzulegen. Junge Mädchen ohne Strümpfe, ohne Schuhe ließen im Kothe die Spuren ihrer blutigen Füße zurück. Die Marquise von Larochejaquelein, die sich unter den Fliehenden befand, war nur in eine leichte Decke gehüllt; ein Officier trug einen Turban und einen Dolman, den er aus der Theater-Garderobe in La Fleche mitgenommen hatte; Herr von Beauvolliers hatte das Amtskleid eines Justizbeamten angezogen, und trug einen Weiberhut auf einer wollenen Mütze; Herr von Verteuil schlug sich mit zwei Unterröcken bekleidet, deren einen er als Mantel

über der Schulter trug. Er wurde in diesem Anzuge getödtet. Alles, was nicht folgen konnte, wurde niedergemacht. Selbst das Unglück, das die französische Armee in Rußland erleiden mußte, war mit dem der Vendéer nicht zu vergleichen, denn im russischen Feldzuge hatten die Soldaten wenigstens keine Weiber und Kinder bei sich, deren Leiden das unempfindlichste Herz zerreißen mußte. Die Vendéer kamen nach Ancenis an der Loire, aber hier fanden sie keine Schiffe, um über den Fluß zu setzen. Larochejaquelein gelingt es, über den Fluß zu kommen. Die ganze Armee zerstreut sich; einige ergeben sich, auf die Amnestie vertrauend, aber sie werden erschossen. Man kommt nach Niort und von da nach Blain. Zu Niort schlägt man 2000 Republikaner zurück, aber man kann sich in Blain nicht halten. Zweitausend Vendéer kommen nach Savenay, wo Kleber sie am 22. Dezember angreift; sie machen ihm den Sieg zwei Stunden lang streitig. Marigny wirft sich weinend vor Wuth und die weiße Fahne schwingend auf die Blauen. „Ihr Weiber," ruft er endlich, „alles ist verloren, rettet euch!" Nachdem das Treffen vorüber war, ging das Morden der Gefangenen an; acht Tage lang dauerte in Savenay das Niederschießen derselben. Man hielt in den umliegenden Dörfern eine ordentliche Jagd auf die Vendéer; jeder Meierhof, jede Scheune wurde mit dem Bajonette durchstöbert. In dem Walde von Gavre vereinigt Donnissan zweihundert verzweifelnde Vendéer; sie vertilgen dreihundert Republikaner und bemächtigen sich der Stadt Ancennis; Donnissan

wird gefangen und erschossen. Marigny geht über die Loire zurück.

Man hielt den Krieg für geendigt, aber er erneuerte sich auf seinem ersten Schauplatze wieder, und es bilden sich neuerdings viele einzelne Banden. Jeder Stein, jeder Busch wird ein Feind für die Blauen, jede einzeln ziehende Abtheilung verschwindet, jede Patrouille wird niedergemetzelt; die Erde scheint sich unter den Füßen der Republikaner zu öffnen, so spurlos verschwinden sie. Marigny schlägt sie bei Clisson, Larochejaquelein bei Chemillé, Stofflet nimmt Chollet. An die Stelle des Generals Marceau kommt Turreau. Sechs Generäle der Republikaner folgten sich in drei Monaten auf einander. Der General Moulins wurde gefangen, und erschoß sich. Auffallend ist, daß beinahe alle Generäle, die im Kriege gegen die Vendée kommandirten, auf eine unglückliche Weise ums Leben kamen. Beysser, Marcé, Quétineau, Biron, Westermann, Rossignol starben nacheinander auf dem Blutgerüste, Léchelle und Danican starben unter dem Gewichte der Schande oder des Verrathes, Moulines und Haro gaben sich selbst den Tod, Hoche und Kleber kamen durch Gift oder den Dolch um.

Am 21. Dezember gaben die Repräsentanten den Befehl, Brand- und Mord-Colonnen zu errichten. Turreau räumt die Vendée, und bildet zwölf Heer-Abtheilungen, die von verschiedenen Punkten ausgehen, in verschiedenen Richtungen brennend, raubend, mordend das Land durchziehen, und nichts als Leichen und Asche

hinter sich zurücklassen sollten. Dieser wahrhaft höllische Plan ward in Vollzug gesetzt. Grignon zieht an der Spitze einer dieser Colonnen von Argenton-le-Chateau aus, indem er folgende Anrede an sie hält: „Kameraden, wir betreten ein Land, das im Aufstande begriffen ist. Ich gebe euch den ausdrücklichen Befehl, alles, was brennt, den Flammen zu übergeben, und alle Einwohner mit dem Bajonette nieder zu machen. Es kann wohl auch Patrioten in diesem Lande geben, aber dieß ist gleichgültig, es muß ganz entvölkert werden." Dieser schreckliche Befehl wurde auch in seinem ganzen Sinne vollzogen: Municipalbeamte, mit der dreifarbigen Schärpe geschmückt, wurden niedergemacht, ganze Gemeinden, ihre Ernten, Häuser, Scheunen, Waldungen angezündet, jede Wohnung im Sturme erobert, und alles, was sich in selber befand, getödtet. Kinder an der Mutterbrust wurden nicht verschont, und Leichen auf Leichen gehäuft. Die zügellose Soldateska wandte alle Arten von Martern an, und erfand neue, um den Unglücklichen das Geständniß zu erpressen, wohin sie ihr Geld verborgen hätten. Man sah Soldaten, die neugeborne Kinder auf der Spitze ihrer Bajonette trugen. Zu Nantes erschien ein Patriot auf der Rednerbühne des Klubbs, der das eben abgeschnittene Ohr eines Vendéers statt einer Cocarde an seinem Hute trug. Dieß waren die Leute, welche die Vendéer „Räuber" nannten! Man muß diese Einzelheiten in den Schilderungen der Repräsentanten, deren Feder allein sich nicht sträubte, solche Gräuelthaten niederzuschreiben, selbst lesen. Der

vierte Theil der Bevölkerung wurde vertilgt, und eine der schönsten Provinzen Frankreichs so zu sagen vernichtet. Ganze Gemeinden lebten in unterirdischen Schlupfwinkeln oder in unzugänglichen Wäldern, aus welchen sie vollkommene Städte machten. Man hat erst unlängst in einem hohlen Baume das Skelett eines Vendéers und bei ihm noch eine Flinte und seinen Rosenkranz gefunden.

Zur nämlichen Zeit herrschte der blutdürstige Carrier in Nantes, — ein Zeitpunkt, der seiner würdig war. Seine Henker machten das Werk der Bajonette vollständig. Die Vendéer, die, durch eine lügenhafte Amnestie ins Garn gelockt, gefangen wurden, füllten die Gefängnisse; das Beil; die Kartätschenkugeln rafften sie in Haufen hin, und um das mörderischr Werk noch schneller zu fördern, mußte auch die Loire dienen. Diejenigen, welche von den erschöpften Henkern oder Soldaten nicht mehr einzeln gemordet werden konnten, wurden haufenweise ersäuft; die Stadt Nantes war damals nur ein Sumpf von Menschenblut.

Die Vendée, wenn sie gleich für immer vernichtet zu seyn schien, erstand aufs Neue aus ihrer Asche, und das Blut ihrer edlen Söhne schien dieses Heldenland befruchtet zu haben. Grignon, durch Charette, Stofflet, Marigny, Sapinaud mehrmals geschlagen, verlor die Hälfte seiner Truppen. Am 19. März vernichtete Charette die Heer-Abtheilung des Generals Haro. In dieser Zeit schlug ein Volks-Repräsentant vor, das schreckliche Entvölkerungs-System noch einmal zu beginnen.

Charette und Stofflet zerstören das Lager von St. Florent; Charette's Abtheilung allein vernichtet bei Montaigu achthundert Mann, erobert Azenay, nimmt dem Feinde die Zufuhr weg, und stürmt nacheinander die zwei furchtbar verschanzten Lager von La Roulière und Freligné. Nachdem der Kampf zwei volle Jahre gedauert hatte, war die Republik, die ihre besten Truppen dabei verloren, seiner endlich müde, und begann mit dem General der Vendéer, Charette, in Unterhandlungen zu treten, wie sie zwischen zwei kriegführenden Mächten üblich sind. Zur Einleitung der Unterhandlungen bewilligte man den Vendéern, daß sie nicht gehalten seyn sollten, die dreifarbige Cocarde zu tragen. Man behauptet, die geheimen Bedingungen sollen folgende gewesen seyn: 1) Die Monarchie sollte am 1. Juli 1795 wieder hergestellt werden. 2) Die Kinder Ludwigs XVI. sollten am 15. Juni dieses Jahres den Vendéern übergeben werden. 3) Die Emigranten sollten nur nach Wiederherstellung der Monarchie zurückkehren. 4) Diese drei Artikel sollten dem öffentlichen Vertrage nicht einverleibt werden, sondern den contrahirenden Theilen allein bekannt seyn. Die Repräsentanten bestanden auf Geheimhaltung derselben, weil sie ihrem Vorgeben nach die Gemüther zu schonen hätten, welche durch die Härte der von den Royalisten gestellten Forderungen leicht aufgereizt werden könnten. Gewiß ist, daß der am 27. Februar feierlich abgeschlossene Vertrag den Vendéern Folgendes zugestand: 1) Die freie Ausübung ihrer Religion; 2) den friedlichen Besitz ihres Landes,

das durch ein beständiges, durch die Republik besoldetes und durch einen einheimischen Officier befehligtes Corps von Vendéern bewacht werden sollte; 3) Befreiung von jeder Requisition und von der Militär-Conscription, und 4) endlich eine Summe von zwei Millionen, Entschädigungen an Geräthschaften, Werkzeugen, die Aufhebnng der Gütereinziehungen, eine General-Amnestie 2c. Durch diese Zugeständnisse unglaublicher Art erkannte die Republik die Vendée gleichsam als einen fremden Staat in ihrem Staate an.

Auf den Grund dieser Bedingungen hielt Charette seinen feierlichen Einzug in Nantes; er befand sich zu Pferd zur Seite des republikanischen Generals Canclaux, an der Spitze seiner Officiere, die mit weißen Federbüschen geschmückt und unter den republikanischen Generalstab gemischt waren, und gefolgt von einer militärischen Begleitung. Eine unermeßliche Volksmenge war versammelt, die mit Erstaunen diesen außerordentlichen Mann in ihrer Stadt sah und ununterbrochen rief: „Es lebe Charette!"

Aber dieser sonderbare Friede konnte nicht lange dauern. Die Republikaner brachen ihn zuerst, indem sie aufs Neue ein Lager bezogen. Charette sammelt 12,000 Mann, beginnt den Krieg wieder, und erschießt zur Vergeltung der von den Republikanern bei Quiberon an den Royalisten verübten Treulosigkeit die Gefangenen, die er gemacht hatte. Am 10. Oktober begibt er sich an die Meeresküste, die der Insel Dieu gegenüber liegt, wo der Graf von Artois an der Spitze eines

Heeres landen sollte. Hier war der Ort des Unterganges, aber auch vielleicht des glänzendsten Ruhmes Charette's. Ein Adjutant meldet ihm, daß die Ausschiffung verschoben sey; der General wendet sich an seine Officiere und sagt: „Meine Freunde, wir sind verloren!" Hierauf sagte er zu dem Adjutanten: „Mein Herr! die Nachricht, die Sie mir überbracht haben, ist mein Todesurtheil; Sie sehen mich jetzt noch von 15,000 Mann umgeben, morgen werde ich nicht mehr dreihundert haben. Die Komödie, die man mit mir spielt, bringt mir den Untergang, aber ich bin schon seit lange dem Tode geweiht." Zornig fügte er bei: „Ich habe nur die Wahl, mich zu verbergen, oder zu sterben, und ich werde sterben." Er hatte es damals auf den General Hoche abgesehen, welcher 140,000 Mann und hundert Kanonen unter seinem Befehle hatte. Er zieht nach St. Cyr, seine Unternehmung mißlingt, und er verliert den tapfersten seiner Gefährten. Zum ersten Male vergießt er Thränen. In einem Raume von zehn Meilen in der Runde bleibt er fünf Monate lang eingeschlossen. Unaufhörlich mit Verrath bedroht, erstürmt er die Lager von Oie und von Quatre-Chemins, tödtet 10,000 Republikaner und kehrt mit dem Ausrufe nach Bellevue zurück: „Ich kann zwar noch die Blauen schlagen, aber über meine Vendéer vermag ich nichts mehr." Stofflet wird — eine üble Vorbedeutung für Charette selbst — gefangen und erschossen. Als er nur noch fünfzig Officiere um sich hatte, sagte er zu ihnen: „Meine Freunde, ich gebe Ihnen Ihren Schwur zurück;

was mich betrifft, so habe ich, aufs Neue die Waffen ergreifend, geschworen, sie nicht mehr aus den Händen zu lassen, und ich werde als Christ und als Soldat zu sterben wissen." Beinahe alle diese Braven blieben bei ihm. In diesem Augenblicke boten ihm die Republikaner noch eine Million und ein Schiff, um sich nach England zu begeben, aber er schlug das Anerbieten aus. Auf allen Seiten von Verrath umgeben und gehetzt wie ein wildes Thier, wurde er am 21. Februar 1796 zu Froidefond ergriffen. Fünfzehn seiner braven Freunde versperrten einen Hohlweg und verschafften ihm Zeit, zu entkommen. Sein Bruder wird getödtet. Eine Dame bietet ihm eine unterirdische Zufluchtsstätte an, aber er will seine treuen Gefährten nicht verlassen. Vier Abtheilungen der Republikaner verfolgen ihn von Verräthern geführt. Unter allen Arten von Entbehrungen, verkleidet, erschöpft von Anstrengung und Wunden, irrt er umher, da verrathen treulose Landsleute seinen letzten Schlupfwinkel. Er flieht, eine Abtheilung Republikaner überfällt ihn bei St. Sulpice, verfolgt ihn zwei Stunden weit, und tödtet einige seiner Leute. Er entkommt und stößt auf die Heerabtheilung des Generals Travot; er springt, eine kurze Flinte in der Hand, in das Gebüsch; unzählige Schüsse fallen auf ihn, und eine Kugel zerschmettert ihm die linke Hand. Er flieht auf den Schultern zweier seiner Leute, Flintenschüsse strecken sie nieder, er stürzt an dem Rande eines Grabens dem Tode nahe und in seinem Blute gebadet nieder und ruft: „Muth, meine Freunde! wir wollen

uns für unsern Gott und unsern König bis zum Tode schlagen und mit den Waffen in der Hand sterben!" Einer seiner Soldaten setzt seinen Hut auf und liefert sich an seiner Statt aus, aber ein Ueberläufer verräth die List, man dringt in das Gebüsch und findet Charette an der Seite seines bei seiner Vertheidigung getödteten Dieners. Travot kommt herbei und ruft ihm zu: „Bist du es, Charette?" „Ja, bei meiner Treue, ich bin es!" antwortet Charette.

Er wurde auf der Loire nach Nantes abgeführt, und kam am 28. März 1796 Morgens 1 Uhr daselbst an. Als er das Ufer betrat, entschlüpften ihm die Worte: „Hieher haben mich diese Schurken von Engländern gebracht!" Er schlief im Gefängnisse. Am andern Tage stellte man ihn vor den Kriegsrath, und man hatte dabei die Grausamkeit, ihn mit militärischer Musik durch die ganze Stadt zu führen, um ihn der Menge zu zeigen, denen er so lange Zeit Furcht und Schrecken eingejagt hatte, und die ihn ein Jahr vorher im Triumphe einziehen gesehen. Er ging in der Mitte der militärischen Begleitung beim Tone der Hörner festen Schrittes und Blickes, den Arm in der Binde tragend und den Kopf mit Leinwand umwickelt. Ein Säbelhieb hatte ihm drei Finger der Hand geraubt. Er trug ein Camisol von grauem Tuche, das ganz bedeckt mit dem Blute seiner Wunden war, die noch floßen. Zu einem Officiere sagte er, sich über die unwürdige Behandlung beklagend, die man ihm widerfahren ließ: „Mein Herr, wenn Sie mein Gefangener

geworden wären, hätte ich Sie auf der Stelle erschießen lassen." Das über ihn gefällte Urtheil wurde unter dem Geschrei: „Es lebe die Republik!" verkündet. Er verlor seine Standhaftigkeit auch keinen Augenblick und ging mit festem Schritte zum Platze, wo das Todesurtheil an ihm vollstreckt werden sollte, und auf welchem 5000 Mann im Viereck aufgestellt waren. Er wollte weder niederknien, noch sich die Augen verbinden lassen, kommandirte selbst „Feuer!" und fiel mit dem Ausrufe: „Es lebe der König!"

Auf diese Weise schloß diese royalistische Epoche mit dem Tode des letzten Kapitäns der Vendée und eines ihrer größten Männer. Die Begeisterung für ihre große Sache währte noch lange, und man griff auch an einzelnen Orten wieder zu den Waffen, aber es geschah ohne Einheit und Erfolg.

Wir wollten in diesem historischen Gemälde nur einen Ueberblick der ersten in der Vendée geführten Kriege geben, und glauben genug gesagt zu haben, um die Bewohner dieser Provinz kennen zu lehren, die Napoleon ein Volk von Riesen nannte. Er strebte ebenfalls nach der Ehre, für den Ruhm seines Reiches einige Tropfen dieses edlen Blutes zu vergießen, und wurde dieser Ehre auch theilhaftig, denn er ließ den jüngsten Sprößling der Larochejaquelein in seine Armee eintreten, und am Abende nach der Schlacht an der Moskowa zog man diesen würdigen Bruder Heinrichs beinahe in Stücken zerhauen unter Haufen von Leichen hervor.

Während die republikanischen Generäle, die gegen die Vendée gekämpft haben, wie wir sahen, auf eine ihrer würdige Art starben, war dieß auch bei den Generälen der Vendée der Fall, indem sie mit Ruhm bedeckt auf dem Schlachtfelde oder als treue Anhänger ihrer gerechten Sache auf dem Blutgerüste ihren Tod fanden. Elbée, tödtlich verwundet, wurde aus seinem Bette gerissen und zu Noirmoutiers mit seiner Frau und zweitausend Vendéern erschossen. Talmont, zu Laval ergriffen, wirft beim ersten Verhör seine Mütze in die Höhe und ruft: „Ich bin der Prinz Talmont; acht und achtzig mit den Blauen bestandene Gefechte haben mich nicht in Schrecken gesetzt, und ich werde sterben wie ich gelebt habe.“ — „Du bist ein Aristokrat,“ sagte der Repräsentant, „und ich bin ein Patriot.“ „Treibe du dein Handwerk, ich thue meine Pflicht!“ war die Antwort Talmont's, und der Repräsentant ließ ihn zum Tode führen. Larochejaquelein will einem Soldaten das Leben retten, und dieser schießt ihm eine Kugel vor den Kopf. Stofflet fällt wie Charette mit dem Ausrufe: „Es lebe der König!“ La Cathelinière wird vor seinem Tode an den Schweif eines Pferdes gebunden in ganz Nantes herumgezogen. Alle litten das nämliche Schicksal, wie sie denn auch alle mit dem nämlichen Muthe vom Anfange bis zum unglücklichen Ende der Armee nacheinander das Kommando führten, drei Provinzen durchzogen und in ihren an die belagerten Städte gerichteten Proklamationen versicherten:

„Wir kommen nicht, um Städte, sondern um Herzen zu erobern.“

Man nennt die Vendéer Fanatiker. In unserer ungläubigen und oberflächlichen Zeit hat man eigene Worte erfunden, um jede große Sache herabzuwürdigen: die Religion ist nur Heuchelei, die ältesten Wahrheiten sind unsinnige Behauptungen, Ehrlichkeit ist Dummheit, Treue ist Thorheit, Eigensinn, Fanatismus. Die Republikaner waren ebenfalls Fanatiker, und sie badeten sich im Blute ihrer Feinde, die Vendéer aber gewährten ihren Feinden Verzeihung und Schonung. Man hat ferner gesagt, Uneinigkeit unter den Anführern habe den Royalisten Verderben gebracht, und sie hätten außerdem vielleicht die Monarchie wieder herstellen und Frankreich retten können. Hierauf ist zu erwiedern, daß es ihre Bestimmung war, gerade dadurch die Vortrefflichkeit der Sache zu beweisen, die sie vertheidigten, zu beweisen nämlich, daß sie eines Königs, eines einzigen, mit aller Gewalt ausgerüsteten Oberhauptes bedurften.

Der Parteigeist hat gesucht, die Thaten der Vendéer so tief als möglich herabzusetzen; bald hat man sie mit den Chouans verwechselt, die man wieder für Straßenräuber erklärte, bald hat man sie als Banditen geschildert, die, jeder für sich allein und auf eigene Faust, hinter Gräben und Hecken auf die Vorübergehenden lauerten. Aber der Parteigeist ist blind, er sieht nicht ein, daß er dadurch, daß er den Sieger verächtlich macht, den Besiegten doppelt herabsetzt. Und hätten denn wirklich

nur einige Strauchdiebe die Republik so im Schach halten können? Gegen einige schlechte Bauern hätte der Krieg so lange dauern können? Aber woher dann jenes Geschrei von Schrecken und Wuth, das der Convent fortwährend ausstieß? Warum jene Aushebungen in Masse und diese nichtigen Vertilgungs-Beschlüsse gegen ein ganzes Land? Warum hat man dann so viele, viele Tausende der besten Truppen und die ausgezeichnetsten Generäle in dieses Land gesendet, welches sie alle verschlang? Der Vendéer hat zwar allerdings seine Flinte in ein Gebüsch versteckt und aus dem Hinterhalte auf die vorüberziehenden Franzosen geschossen, aber dieß geschah, als der Krieg eine Metzelei wurde, als der Vendéer wie ein wildes Thier gehetzt wurde, als er seine Frau, seine Tochter auf den Trümmern seiner rauchenden Hütte entehren und seine Kinder auf der Spitze der Bajonette verbluten sah. Was soll man endlich der Geschichte entgegensetzen, welche die Einnahme so vieler Städte, den Gewinn so vieler Schlachten, die Eroberung von acht hundert Meilen Landes bezeugt? Und wenn man noch heut zu Tage den Ruhm der Republik erhebt, die erschöpft an Menschen und Geld, zerrissen im Innern und angegriffen von Außen, vierzig Armeen an ihre Grenzen sandte, die besten Soldaten der Welt schlug und Europa zittern machte, was — frage ich — was soll man dann von jener Armee von Bauern sagen, die ohne Brod, ohne Waffen, ohne militärische Uebung diese nämliche Republik zittern machte, ihre aller Orten siegenden Heere

schlug, ihren Blutgerüsten Trotz bot, ihr Schrecken und Entsetzen einflößte, und die, auf eine Hand voll von einem Helden angeführter Flüchtlinge herabgesunken, dieser Republik Bedingungen vorschrieb, und ihr eine schmachvolle Kapitulation aufdrang?

Man hat endlich den Vendéern den Vorwurf gemacht, einen Bürgerkrieg entzündet zu haben, und man nannte sie Rebellen. Ein geistreicher Mann hat diesen ungerechten Vorwurf, den der Haß und die Unwissenheit den Vendéern macht, lange Zeit vorher beantwortet. Ein Bürgerkrieg, sagt Pascal, ist das größte aller Uebel; aber er sagt auch, daß der Bürgerkrieg eine Folge der Empörung gegen die rechtmäßige Macht, und daß diese Empörung in einem Lande, wo die königliche Macht besteht, das größte aller Verbrechen, ja ein Angriff auf Gott selbst ist. Wer hat sich nun zuerst gegen die bestehende rechtmäßige Macht empört? Wer hat zuerst dieses Verbrechen gegen die göttliche und königliche Gewalt verübt? Wer hat den Grundvertrag des Staates gebrochen? Wer hat das Königthum über den Haufen gestürzt, um es mit Blut zu überschütten und schrecklichem Unglücke preis zu geben? Nein, die Vendéer haben sich nicht empört, sie gaben der Welt das reinste und seltenste Beispiel von Treue, sie haben die bestehende Gewalt gegen die Empörung vertheidigt. Uebrigens kann man nicht unbemerkt lassen, daß vier ihrer furchtbarsten Anführer, Charette, Marigny, Lescure und Larochejaquelein das neue Werk, die Republik, von seiner wahren Seite kennen zu lernen Gelegenheit

hatten. Sie waren bei den Metzeleien des 10. August in den Tuillerien anwesend, und aus diesen blutigen Scenen schöpften sie ihren glühenden Haß gegen die Republik, die sie schon in ihrer Wiege als ein Ungeheuer erkannten, und die sie durch ihre Anstrengungen so nahe an den Abgrund geführt haben.

I.

Der Marquis de La Charnaye.

Maria Athanasius Chrestien, Marquis de La Charnaye, Kapitän im Regimente Flandern, verließ den Dienst im Jahre 1782 nach dem Tode seiner Frau, die ihm zwei Kinder zu erziehen hinterließ. Die Nachricht von ihrem Tode erhielt er in Perpignan, wo er in Garnison lag. Er kehrte sogleich auf sein Gut Vauvert in der Poitou zurück, wo er alles in größter Trauer über den Tod der Marquise fand, die man dort angebetet hatte. Er zählte damals 45 Jahre; seine Kinder waren noch sehr jung, sein Sohn war zehn und seine Tochter acht Jahre alt. Die Sorge für ihre Erziehung, so wie die Verwaltung seiner Güter forderten gebieterisch, daß er sich vom Dienste zurückziehe, und er erhielt nach 25jährigen Diensten seine Entlassung mit dem Ludwigskreuze und einer angemessenen Pension. Er ordnete seine Angelegenheiten, bereitete seinen Sohn für die Militärschule vor, und nahm nach und nach die Lebensweise der Edelleute aus der Poitou an, die meistens fromme und einfache Männer, Männer von altem Schrot und Korn, einigermaßen verbauert und große Jäger waren.

Das Schloß Vauvert, von dem man heut zu Tage nur noch einige Ruinen sieht, lag mitten in dem Theile der Provinz Poitou, den man der dichten Wälder wegen, mit

denen er bedeckt ist, das Buschland nannte. Das Besitzthum des Marquis war von einem weitläufigen Parke umgeben, und der Weg zu dem immer offenen Thore des Schlosses führte durch dichte Wälder und wilde Einöden. Die alten, ganz verfallenen und mit Wasserpflanzen bedeckten Gräben waren nur mehr Pfützen stehenden Wassers, auf welchem sich Enten und verschiedene Wasservögel aufhielten. Der Hof, in welchen man zuerst trat, mit seinen Remisen und den hier und da an der Wand lehnenden Ackergeräthschaften hatte das Ansehen eines großen Pachthofes. Von dem alten Schlosse sah man noch einen verfallenen Flügel, welcher nicht mehr bewohnt wurde, und von den neuen Gebäuden durch ein gewölbtes Thor getrennt war, durch welches man zu den Geflügelhöfen gelangte, die auf der Hinterseite, dem Garten zu, lagen. Hier befand sich ein dicker Thurm, der die Merkmale hohen Alterthumes trug, und an den sich eine dicke und lange, halb verfallene Mauer lehnte. Eine niedere Thüre am Fuße dieses Thurmes führte in die unterirdischen Behältnisse, in das Herrn-Gefängniß, wie man sie nannte, worin man noch dicke eiserne Ringe sah, die am Gewölbe oder an den Pfeilern befestigt waren.

Der Marquis besaß zwar von dem, was man damals Vorurtheile nannte, durchaus nichts, hatte aber große Achtung vor der Vergangenheit, und wollte daher nicht, daß man diese Ueberbleibsel aus einer früheren Zeit zerstöre, und sie dienten gegenwärtig zur Aufbewahrung verschiedener Vorräthe. Aus den Schießscharten ragte Stroh hervor, Gras wuchs auf den mit Moos bedeckten Wällen, und Tauben nisteten auf den Trümmern der Zinnen.

Das neue, am Anfange des achzehnten Jahrhunderts durch den Großvater des Marquis erbaute Schloß war ein einfaches, aber festes steinernes Gebäude von zwei Stockwerken, das in einem Hauptgebäude mit einer Façade von fünf Fenstern und aus zwei Seitenflügeln bestand; das Ganze war mit Schiefer bedeckt, auf dem Giebel mit einem Wetterhahne versehen, und überhaupt im Geschmacke jener Zeit erbaut. Vom Hofe führte eine Treppe von zehn Stufen in das Wohnhaus und von diesem eine in den Garten, der theils mit Küchengewächsen bepflanzt, theils dem Vergnügen gewidmet und mit lebendigen Hecken umgeben war. In den Garten führte auf jeder Seite eine Allee von Linden, die bogenartig zugeschnitten waren. Endlich kam der Park, der sich weit ausdehnte, und alle Gebäude ringsum einschloß.

Das Dorf, oder die Pfarrei Vauvert, zwei Flintenschüsse vom Schlosse entfernt, bestand nur aus einzelnen, auf einem Raume von einer halben Meile zerstreut liegenden Pachthöfen, deren Besitzer vom Schlosse lebten, und und ihm alle lehenpflichtig waren. Die Familie de La Charnaye, die sich seit langer Zeit dem Militär-Stande widmete, hatte ihre Güter nicht allein nicht verbessern und vermehren können, sondern war sogar genöthiget gewesen, sie Stück für Stück zu verkaufen, um den im Dienste nöthigen Aufwand bestreiten zu können. Es war übrigens beinahe bei allen Edelleuten der Poitou herkömmlich, den Ertrag eines Gutes mit dem Pächter zu theilen, und den Pachtzins niemals zu erhöhen, obwohl die Zeit und die Kultur des Bodens den Werth der Güter verzehnfacht hatte.

Der Marquis wurde wegen dem traurigen Ereignisse,

das ihn zwang, sich zurückzuziehen, nicht festlich empfangen, wie dieß gewöhnlich geschah; aber gerade dieser düstere Empfang drückte weit mehr, als ein festlicher, die große Anhänglichkeit aus, welche seine Unterthanen an sein Haus knüpfte. Seine Bauern hatten ihn eigentlich nie aus dem Gesichte verloren. Außer, daß er regelmäßig in jedem halben Jahre, wenn er sich nicht im Felde befand, das Schloß besuchte, so brachte er auch zur Ernte-Zeit vier bis sechs Wochen zu Vaubert zu. Unter den Bauern seines Alters hatte er Milchbrüder, und die älteren erinnerten sich seiner noch als eines Kindes. Nachdem der Schmerz über seinen Verlust einigermaßen gemildert war, nahm er die vollkommene Lebensweise eines Landedelmannes und dessen Familiengewohnheiten an; er besuchte seine Bauern, erneuerte die Pachtverträge mit ihnen, und trank ein Glas Wein in jeder Hütte. Er wohnte allen Familienfesten dieser guten Leute bei, war Zeuge ihrer Heirathen, hob mit irgend einer guten Frau des Landes ihre Kinder über die Taufe, und nahm keinen Anstand, sich an ihren Tisch zu setzen. Sein Sohn spielte brüderlich mit den niedrigsten Kindern der Pfarrei, die ihn ganz einfach den Herrn Gaston nannten, ohne übrigens die Achtung bei Seite zu setzen, die sie dem Herrn Chevalier schuldig waren.

Gaston, rauh erzogen, gewandt, kräftig, sehr geschickt in Behandlung der Waffen und Pferde, war im fünfzehnten oder sechzehnten Jahre einer der kühnsten Jäger weit und breit, und in Folge dieser beständigen Uebungen und eines nur in der Einöde zugebrachten Lebens ein wenig roh zwar, wild und aufbrausend, besaß aber von Natur ein

sehr gutes Herz, war offen, gerade, großmüthig, und wurde in Schranken gehalten durch die Strenge des Marquis, seines Vaters, den er über Alles liebte und verehrte. Die ganze Gegend kannte und liebte ihn, und wenn er im Galopp seinen schönen blonden Kopf hoch tragend und mit fliegenden Haaren durch Gebüsch und Dickicht sprengte, so genügte es, daß er seine Spielkameraden, die er auf dem Felde arbeitend traf, beim Namen nannte, oder ihnen sonst ein Zeichen gab, um sie zu bewegen, ihre Arbeit zu verlassen, und ihm in die Wälder zu folgen, wo sie sich der Jagdlust überließen, denn das Land ist sehr reich an Wild, und seine Bewohner sind daher leidenschaftliche Jäger.

Die Jagden des Marquis waren Familienfeste zwischen der Pfarrei und dem Schlosse. War der Tag einmal festgesetzt, so machte ihn der Pfarrer auf der Kanzel bekannt, bestimmte den Ort der Zusammenkunft, und Jedermann fand sich mit seiner Flinte daselbst ein. An den darauf folgenden Tagen wurde das erbeutete Wildpret in jeder Pfarrei gemeinschaftlich verzehrt, und man leerte auf das Wohl des Marquis und des Herrn Gaston, welche Bescheid thaten, fleißig die Gläser. Der Augenblick kam, wo Gaston in die Militärschule abgehen mußte, und seine Entfernung vom Hause war ein Verlust für die ganze Gegend. Aber desto freudigere Feste gab es, so oft er nach Hause kam, um da die Vakanz zuzubringen, und alle bewunderten seine schöne Uniform und freuten sich, ihn alle Jahre größer und stärker werden zu sehen.

Im Schlosse ging es während Gaston's Abwesenheit ziemlich stille her, und der Marquis brachte seine Zeit

mit Lesen zu. Die Dienerschaft des Marquis war nicht zahlreich und bestand nur aus einem alten Jäger, einem Hausverwalter und aus Paulet, dem Gärtner. Die junge Marquise, Therese Elisabeth de La Charnaye, hatte nur ein junges Mädchen, ihre Milchschwester, welche Colombe hieß, und eine alte Kammerfrau ihrer Mutter um sich. Aus diesen wenigen Personen, die Leute ausgenommen, welche auf dem Felde arbeiteten und die gröbern Arbeiten verrichteten, bestand der ganze Dienst des Schlosses. Uebrigens waren alle Bauern der Pfarrei aus Anhänglichkeit die Diener des Marquis.

Das Jahr 1789 war erschienen. Bisher waren die revolutionären Gerüchte nicht in diese Landschaft gedrungen, und nur der Marquis war durch die Edelleute seiner Nachbarschaft, welche öffentliche Blätter empfingen, von dem, was vorging, unterrichtet worden. Man sah ihn bisweilen die Achseln zucken, und wenn man ihn fragte, theilte er die schlimmen Nachrichten nur ungerne, in unbestimmten Ausdrücken und nur bruchstückweise mit. Der gesunde Sinn, den diese Edelleute besaßen, ließ eben so wenig zu, daß sie sich über die wahre Absicht der vorgeblichen Verbesserungen, die man damals einführen wollte, betrogen, als sich die Bauern später täuschen ließen. Emissäre der revolutionären Propaganda zeigten sich in der Provinz, und suchten über die Priester und den Adel gewisse Meinungen zu verbreiten, die bisher unerhört gewesen waren. Sie machten sich dadurch überall verhaßt, und mußten sich wieder entfernen. Die Civil-Einrichtung des Klerus war das erste Ereigniß, welches das Land in Aufregung brachte. Die Weigerung

gewisser Bischöfe, den Eid zu leisten, machte Aufsehen, die Pfarrer sprachen davon auf der Kanzel, die Gemüther erhitzten sich, und die Bewegung begann, sich weiter zu verbreiten. Einige Tage nachher traf die Nachricht ein, daß sich die Bauern von Challans in der Nieder-Poitou empört hätten, und es gab auch noch andere Empörungen, die aber alle sogleich wieder unterdrückt wurden. Dieß waren jedoch einzelne Ereignisse, die noch nicht die ganze Provinz in Unruhe versetzten; die Edelleute betrübten sich zwar mit den Bauern darüber, suchten diese aber in Ruhe zu erhalten. Inzwischen folgten sich in Paris die Begebenheiten und ertönten Schlag auf Schlag in diesen ländlichen Gegenden wieder; die Flucht des Königs nach Varennes erregte die höchste Bestürzung, jeder Redliche war entrüstet über die dem Könige zugefügte Behandlung, ja die Bauern wollten die Nachricht davon gar nicht glauben. Der Marquis war außer sich und beschloß nach Paris zu reisen, um sich mit eigenen Augen von dem traurigen Zustande zu überzeugen, in welchem sich Frankreich befand. Sein Sohn hatte so eben die Militärschule verlassen und eine Lieutenantsstelle erhalten, was ihn um so mehr bestimmte, sein Vorhaben auszuführen. Er traf die Vorkehrungen, die er für die Sicherheit seines Hauses und seiner Tochter, welche er unbedenklich unter Aufsicht seiner Leute zurücklassen konnte, für nöthig erachtete, und reiste allein ab. Sein Entschluß wurde in der Zeit zwischen dem Morgen und dem Abende gefaßt, und ausgeführt.

Er traf in Paris ein und fand die Hauptstadt in dem Wahnsinne der Gährung befangen. Gaston setzte ihn von

den neuesten Vorgängen in Kenntniß, erzählte ihm die schrecklichen Einzelheiten, die er noch nicht kannte, und fragte ihn um Rath, welche Partei er ergreifen sollte. Man bildete damals gerade die constitutionelle Garde, welcher die National-Versammlung den Schutz des Monarchen anzuvertrauen vorgab, und Officiere aus der Poitou, unter welchen sich namentlich Heinrich von Larochejaquelein befand, der mit Gaston in gleichem Alter war, schlugen ihm vor, in Gesellschaft mit ihnen in dieses Corps zu treten. Der Marquis willigte ein, wollte aber vorher den König sprechen, und ihn selbst um die Gunst bitten, seinen Sohn in seinen Dienst zu nehmen. Ludwig XVI. empfing beide mit außerordentlichem Wohlwollen, sprach mit ihnen von den Begebenheiten des Tages, schien für seine eigene Person ganz unbesorgt zu seyn, und gestattete dem jungen Officiere in seiner Nähe zu bleiben. Und dennoch war in diesem Augenblicke der König schon Gefangener in den Tuilerien. Der Marquis verließ, seine Thränen unterdrückend, das Schloß, und Gaston wurde der Garde einverleibt.

Während seiner Anwesenheit in Paris ging der Marquis eines Abends durch die Universitäts-Straße, wo er wohnte, in ein sehr einfaches bürgerliches Kleid gehüllt, denn die Aristokraten befanden sich schon damals in großer Gefahr; da wurde er von einem Manne, der ihm gefolgt war, erkannt und angesprochen. Es war sein ehemaliger Sergent im Regiment Flandern, Mainvielle mit Namen, dem er früher Wohlthaten erwiesen, und welchen er mehrmals nach Vauvert mitgenommen hatte, wenn er sich in Urlaub dahin begab. Dieser Mann legte große Freude an

Tag, ihn wieder zu sehen, und erkundigte sich nach Gaston, den er im Exerciren unterrichtet hatte. Von dem Marquis über seine gegenwärtige Lage befragt, erwiederte er, daß er sich geschäftslos auf der Straße umher treibe, und in dem Augenblicke ohne Anstellung und Brod sey. Der Marquis hatte Mitleiden mit seinem ehemaligen Sergenten, indem er seine mißliche Lage der Revolution beimaß, unter der jetzt Jedermann leide, und drückte ihm zwei Louisd'or in die Hand; da er aber bedachte, daß er für die Dauer seiner Anwesenheit in Paris und auf der Reise eines treuen Menschen bedürfe, und er ihn auch auf seinem Landgute brauchen könne, so bot er ihm an, ihn in seine Dienste zu nehmen. Mainvielle antwortete hierauf, man habe ihm Hoffnung gemacht, in ein Bataillon der neuen Aushebung aufgenommen zu werden, wo die alten Soldaten schnell befördert würden, und er wolle sein Glück noch einmal versuchen, er habe jedoch einen Bruder, einen ehrlichen Burschen, der sich in eben so mißlichen Umständen befinde, und sich glücklich schätzen würde, in die Dienste des Herrn Marquis aufgenommen zu werden.

Mainvielle stellte dem Marquis am andern Tage seinen Bruder vor; er war schon ziemlich bei Jahren und hatte eine rauhe, fast einfältige, aber redliche und aufrichtige Miene. Dem Marquis mißfiel der Mann nicht; er verließ sich übrigens auf die Empfehlung seines alten Sergenten, und hatte wirklich so lange er sich in Paris befand, alle Ursache mit Mainvielle zufrieden zu seyn, denn die Klugheit und Vorsichtigkeit desselben beschützte den Marquis vor manchen Gefahren, und rettete ihm bei mehreren Gelegenheiten,

wenn er sich, entrüstet von dem, was um ihn vorging, zu Unvorsichtigkeiten hatte hinreißen lassen, das Leben.

Herr de La Charnaye hatte sich bereits drei Monate in Paris aufgehalten, als beunruhigende Briefe ihn in seine Provinz zurückriefen. Gaston versprach ihm bei seiner Abreise heilig, er und seine Freunde würden den König bis zu ihrem letzten Blutstropfen vertheidigen, und es wurde festgesetzt, daß er seinem Vater alles schreiben sollte, was vorgehen würde. Der Marquis fand die Provinzen in einem sehr aufgeregten Zustande, besonders Nieder-Anjou und Poitou, wo die Bauern ihre Pfarrer mit den Waffen beschützten, und mit der Flinte in der Hand dem Gottesdienste beiwohnten. Man erfuhr bald die Ereignisse des 10. Augusts.*) Gaston war an diesem Tage Zeuge von der Einnahme des Schlosses und aller Gräuelscenen gewesen, die dabei vorfielen; er schlug sich den ganzen Tag hindurch an der Seite Marigny's, Larochejaquelein's und Charette's, — sonderbarer Zufall, der die berühmtesten Anführer der Vendée auf diesem Schauplatze vereinigte! Als Gaston alles für den König verloren und seinen Degen zerbrochen sah, raffte er einen Säbel auf, hieb damit sechs oder sieben dieser vom Wein- und Blutvergießen trunkenen Menschen nieder, setzte sich die rothe Mütze aufs Haupt, und entkam mit Blut bedeckt durch das Gitter des Pont-Royal. Der König war ein Gefangener und Gaston also seiner Pflicht gegen ihn enthoben, er blieb aber in Gesellschaft mehrerer Edelleute, welche

*) Erstürmung der Tuilerien und Flucht des Königs und seiner Familie in den Saal der National-Versammlung.

in der Hoffnung, den König zu befreien, noch geheime Verständnisse unterhielten, in Paris verborgen.

Die Berichte über die Ereignisse dieses blutigen Tages vermehrten die Widersetzlichkeit in den westlichen Provinzen; die neuen Verwaltungs-Maßregeln fanden aller Orten Widerstand, man trotzte den neuen Gewalthabern, und überhäufte sie mit Beschimpfungen. Der Commandant von Nantes, General Dumouriez, rückte an der Spitze des Regiments Rohan und der National-Garden in Nieder-Poitou ein. Endlich kam der Tag, wo man sich mit Entsetzen in diesen Gegenden einander mittheilte: „Der König ist todt!“ Diese Nachricht wirkte auf die Landbewohner wie ein Blitzstrahl; um ihre Wirkung vollkommen zu begreifen, muß man eine Vorstellung von der unbeschreiblichen Anhänglichkeit und Verehrung haben, welche die Bewohner an das Königthum fesselte. Zwei Monate nachher befanden sich die Provinzen Anjou, Poitou und ein Theil der Bretagne in vollem Aufstande; aber die Parteien kannten einander nicht, sie hatten keinen gemeinschaftlichen Führer, und alles kehrte zu einer scheinbaren Ruhe zurück. Gaston, der unter tausend Gefahren den Weg von Paris nach Vauvert zurückgelegt hatte, bestätigte das Gerücht von der Hinrichtung des Königs. Der Marquis umarmte seinen Sohn, ohne ein Wort zu sprechen. Er konnte nicht begreifen, daß an einem solchen Tage auch nicht ein Flintenschuß fiel, ja er sagte, er schäme sich, Franzose zu seyn. Bisher war in der Pfarrei die Ruhe nicht gestört worden; sie war eine der abgelegensten, und die Agenten der revolutionären Regierung beunruhigten sie wenig. Man versuchte die Herrnbank aus

der Kirche wegzuschaffen, aber sie ward sogleich wieder hergestellt; der Pfarrer fuhr fort, Messe zu lesen, und die Bauern umgaben mit den Waffen in der Hand den Altar. Viele Leute glaubten noch nicht an den Tod des Königs; es bedurfte nur eines Funkens, um das ganze Land in Flammen zu setzen.

Der Convent kündigt für den 10. März eine Aushebung von 300,000 Mann an. Man läutet die Sturmglocke, bewaffnet und vereinigt sich, und verjagt die Beamten und die Gendarmen. Neunhundert Gemeinden erheben sich unter dem Herrn d'Elbée. Am 11. März treiben die jungen Leute, die nach St. Florent zusammenberufen waren, um da den Eintritt ins Militär zu verloosen, die Behörden auseinander; Cathelineau stellt sich an ihre Spitze und erobert Jallais, Chemillé, Chollet. Man nöthigt Bonchamps und andere alte Officiere mit Gewalt, ihre Schlösser zu verlassen und den Oberbefehl zu übernehmen. In Zeit von nur fünf Tagen bemächtigen sich die Bauern noch vieler anderer Städte, und der Aufstand dehnt sich siegreich über die ganze Provinz aus.

Als sich die ganze Umgebung von Vauvert bewaffnete, befand sich diese Pfarrei im Zustande großer Gährung, aber der Marquis wollte sich nicht auf unzureichende Versuche einlassen, welche die Uebel des Landes nur noch vermehren müßten. Gaston, welchen dieses Kriegsgetöse in große Aufregung versetzte, hatte sich nach Clisson zu Herrn von Lescure begeben, um zu erfahren, wie die Dinge ständen. Unterwegs war er Zeuge von der Bewaffnung mehrerer Pfarrsprengel gewesen, und diese hatten ihn mit Ungeduld und

Enthusiasmus erfüllt. Auf dem Rückwege begegnete er einem Haufen seiner Bauern. Einer von ihnen fragte ihn: „Ist es wohl wahr, Herr Gaston, daß wir nicht mit unsern Brüdern von Clisson ziehen?" — „Ja, ja, meine Freunde, antwortet Gaston, wir ziehen mit ihnen." — Die Bauern stoßen ein Freudengeschrei aus, umringen den Reiter, und führen ihn im Triumphe nach Hause.

Inzwischen waren die Bewohner von Vauvert bereits seit dem Morgen lärmend im Schloßhofe versammelt. Der Marquis fragt nach ihrem Begehren, und eine Deputation der Angesehensten begibt sich zu ihm. Man erklärt ihm, daß die Bauern entschlossen seyen, eher zu sterben, als ihre Weiber und Kinder und ihre Heimath zu verlassen, um dem Gesetze der Conscription Folge zu leisten. Sie führen das Beispiel der benachbarten Pfarreien, die von denselben errungenen Erfolge und die Nothwendigkeit an, sie zu unterstützen, und dringen in den Marquis, sich an ihre Spitze zu stellen. Dieser zuckt die Achseln und sagt, er mache sich's zur Gewissenssache, arme Leute ohne Waffen und Disciplin zur Schlachtbank zu führen, und blieb bei seiner Weigerung, so sehr man auch in ihn dringen mochte. Die Abgeordneten kehren niedergeschlagen mit dieser Antwort zu der Menge zurück; diese empfängt sie mit wildem Geschrei, und die Unordnung wird immer größer. Die Kühnsten sagen, man habe Bonchamps und Charette genöthiget, die Waffen zu ergreifen, und solle auch den Marquis zwingen, ihr Anführer zu werden. Diese Menschen, die ihren Lehensherrn anbeteten, wußten nun nichts mehr von Ehrfurcht, und waren nicht mehr Meister ihrer selbst. Sie schreien, sie

würden den Schloßhof nicht verlassen, bis der Marquis sich ihnen anschließe. Man zündet einen Strohhaufen an, mehrere Wüthende gehen so weit, einige Verwüstungen anzurichten, und während dem ertönt fortwährend das Geschrei: Herr Marquis!

Der Marquis erscheint blaß vor Zorn am Fenster. Ein allgemeiner Zuruf erhebt sich, man wirft die Hüte in die Luft und schwingt die Heugabeln. Herr de La Charnaye schaut mit unverwandtem Blicke auf sie herab, indem er Mitleiden hat mit dieser ohnmächtigen Menge. Aber in seinem Innern erhebt sich ein furchtbarer Kampf. Diese Wuth, dieser Unwille, der in seinem Innern einen so bereitwilligen Wiederhall findet, erhitzen ihn nach und nach selbst, und er hat Mühe, sich zurückzuhalten. Die Bauern waren so aufgeregt, daß sie sich weder vor seinem strengen Blicke, noch vor seinem Stillschweigen fürchteten, sondern immerfort schrieen: „Herr Marquis, besorgen Sie nichts, wir werden uns tapfer schlagen. Tod den Blauen, Tod! Auf gegen sie!“

Dieses Geschrei wiederholte sich und ertönte zuletzt aus tausend Kehlen. Weiber mischten sich unter die Menge, sie hoben ihre Kinder in die Höhe, und zeigten sie dem Marquis. — „Sie verbrennen unsere Ernte! Sie haben den König gemordet!“ schrie, alle übrigen Stimmen übertönend, ein erbitterter Bauer.

Der Marquis schrack bei diesem Rufe zusammen und verschwand; die verwandte Saite tönte mit. Er stieg eilig in die obern Räume des Schlosses hinauf und kam eben so schnell wieder zurück mit Flinten, Pistolen und alten Waffen aller Art beladen, die er den erstaunten Bauern mit den Worten zuwarf: „Da ihr Unsinnigen! nehmt

wenigstens diese Waffen und kommt; wir wollen uns tödten lassen; es wird bald genug geschehen seyn!"

Zugleich brachten die Diener des Marquis noch einen Haufen alter verschiedener Waffen, wie sie eben zum Zwecke der Jagd im Schlosse vorräthig waren. Die Bauern warfen sich über sie her, stießen ein wildes Freudengeschrei aus, und küßten die Hände des Marquis, der sie noch immer Unbesonnene nannte. Therese, die Tochter des Marquis, theilte im Stillen die Freude der guten Leute.

In diesem Augenblicke ritt Gaston an der Spitze des Haufens, der ihm begegnet war, in den Hof. Die Bauern eilen auf ihn zu, begrüßen ihn mit Freudengeschrei, fallen sich glückwünschend einander in die Arme; die Ankunft Gaston's steigert ihre Trunkenheit und ihre Begeisterung auf die höchste Stufe. Der Lärm wird immer größer, man schwingt die Waffen und ruft von allen Seiten: „Es lebe der Herr Marquis! es lebe Gaston!" — Es gab durchaus kein Mittel, in diesen aufgeregten Haufen Ruhe zu bringen. — Gaston umarmte seinen Vater, und brachte ihm Nachrichten und Anweisungen von Lescure, die den Marquis zum Entschlusse brachten, und er zeigte endlich den Bauern an, daß er mit ihnen zum Herrn von Larochejaquelein stoßen wolle. Er unterredete sich noch mit seiner Tochter und den Angesehensten der Dorfbewohner, stieg zu Pferde, und man verließ Vauvert unter dem Geschrei: „Es lebe der König!" und umringt von den Weibern und Kindern, welche die Bauern mehr als zwei Meilen weit begleiteten.

Nachdem der General der Republik, Marcé, an der Spitze einer ansehnlichen Macht geschlagen worden war,

vereinigten sich am 13. April 1793 die Häupter der Volksbewegung der Poitou, und die Divisionen von Elbée, Stofflet, Cathelineau und Bérard bildeten die große katholische und königliche Armee von Anjou und Ober-Poitou. Der Marquis de la Charnaye wurde mit seinen Leuten mit der Achtung empfangen, die ihm gebührte. Auf dem Wege hatten sich mehrere alte Officiere und Edelleute aus der Umgegend mit ihm vereinigt. Als ehemaliger Kapitän und sowohl seines Alters als seiner anerkannten Verdienste wegen hätte er wohl den Oberbefehl über eine Division erhalten sollen, aber die Bauern des Kantons hatten den würdigen Lescure gewählt, und der Marquis stellte sich bescheiden unter die Befehle desselben. Uebrigens staunte er, der nur eine regellose Horde zu finden erwartete, über die Bestandtheile der Kämpfenden und über ihre Zahl. Er suchte nun ernstlich auch in seinen Haufen einige Disciplin zu bringen, aber er hatte keine Geduld dazu, indem er, aus seinen frühern Dienstesjahren an die höchste militärische Ordnung und Regelmäßigkeit gewöhnt, diese nun auch von seinen Bauern forderte.

Nach der Bildung ihres Heeres ziehen die Vendéer auf Beaupréau zu, wo ihnen die Republikaner 6000 Mann entgegenstellen. Es war dieß das erste Mal, daß der Marquis sich den Jakobinern, wie er sie nannte, gegenüber befand. Seine Leute ersetzten durch persönlichen Muth den Mangel an Geschicklichkeit im taktischen Manöveriren, die er sie zu lehren vergeblich bemüht gewesen war, und er stürzte sich an ihrer Spitze auf den Feind wie ein Löwe auf seine Beute. Das einzige Manöver der guten Leute

bestand darin, sich auszudehnen, ihre Gegner auf beiden Flügeln zugleich anzugreifen, und nun wie der Blitz über sie herzufallen. Sie vollführten es auf Befehl des Marquis auch jetzt, und in kurzer Zeit waren die Blauen niedergeschmettert. Man singt auf dem Schlachtfelde das Te Deum, hält Kriegsrath, und zieht auf Thouars. Die Armee schöpfte aus diesem glücklichen Anfange Begeisterung, und als der Marquis sieht, daß der Krieg so gut beginne, überläßt er sich neuen Hoffnungen für Wiederherstellung des Königthumes.

Quetineau vertheidigte Thouars mit einem Heere. Bonchamps greift die Stadt von der Vorderseite an, während Lescure über den Fluß geht, um sie von der Seite anzufallen. Man schlägt sich den ganzen Tag hindurch, und Lescure stürmt das Thor mit Wuth. Larochejaquelein ersteigt auf der Schulter eines Bauers die Mauer, und dringt ganz allein in die Stadt ein; Lescure stürmt aufs Neue, das Thor öffnet sich, und der Marquis stürzt mit dem Degen in der Faust in die Stadt. Der Feind flieht auf allen Seiten, als zwei Kanoniere, schon auf der Flucht begriffen, noch eine mit Kartätschen geladene Kanone, die gegen das Thor gerichtet war, abfeuern. Herr de la Charnaye macht einen Sprung zurück, dreht sich im Kreise, und stürzt auf das Gesicht zur Erde; eine Kartätschenkugel hatte ihn an den Kopf getroffen. Man eilt auf ihn zu, hebt ihn auf, sein Gesicht ist mit Blut bedeckt; man trägt ihn für todt hinweg, und seine Bauern sind in Verzweiflung. Mitten unter einem so schönen Siege und bei so vielen andern Verlusten wurde dieses unglückliche Ereigniß kaum

bemerkt, und Lescure erfuhr es erst am andern Tage. Gaston bemerkte zuerst, daß sein Vater noch einige Zeichen des Lebens gebe. Man legt nun einen Verband an, ohne die Wunde näher zu untersuchen; man sucht einen Arzt auf, allein die Bewohner der Stadt hatten die Flucht ergriffen, und die Armee hatte weder Chirurgen noch Gepäcke. Gaston treibt endlich gegen Abend ein schlechtes Fuhrwerk auf, man legt den Marquis sorgfältig bedeckt auf dasselbe, und Gaston bringt ihn in Begleitung von einigen Bauern, die voll Bestürzung sind, nach Vaubert zurück.

Gaston war vorausgeeilt, um seine Schwester vorzubereiten. Diese zeigte anfangs große Fassung und rief nur: „Wo ist er?" Sie eilte dem Zuge entgegen und bedeckte die Hand ihres Vaters mit Küssen. Man trug den Marquis in sein Zimmer; er hatte seine volle Besinnung wieder erhalten, und rief seine Tochter, die er zärtlich in die Arme schloß. Der inzwischen gerufene Chirurg nimmt nun den ersten Verband ab, den man um Stirne und Augen gelegt hatte. Der Arzt untersucht die Wunde, scheint erstaunt, zuckt die Achseln. Die Wunde war von geringer Bedeutung; die Kartätschenkugel hatte das Gesicht gestreift, und die Nase da, wo sie sich mit der Stirne vereinigt, etwas verletzt; die Augenwimpern waren verbrannt und die Augenlieder leicht verletzt, aber der Augapfel war starr, er war erloschen. Der Marquis wird unruhig, er fährt mit der Hand über das Gesicht, greift unsicher um sich, und spricht: „Was ist das, meine Kinder, ich sehe nicht!" — Nun erkannte er seinen Zustand, — er war blind, und mit einem Schrei des Entsetzens fällt er auf sein Lager.

zurück. Gaston sieht den Arzt fragend an, dieser schweigt. Therese de la Charnaye sieht erstaunt bald diesen, bald jenen an, denn sie begreift noch immer nichts. — Es war ein herzzerreißender Augenblick. Der Marquis bricht das peinliche Stillschweigen zuerst durch die Worte: So bin ich also blind, Doktor? und nun zerrauft er sich, ohnedem noch aufgeregt durch das Fieber und die Anstrengung der Reise, die Haare und geberdet sich wie ein Verzweifelnder. Da wirft sich ihm seine Tochter an die Brust; es gelingt ihr endlich, ihn zu beruhigen, indem sie von Gott und ihrer verstorbenen Mutter zu ihm spricht, und er verfällt endlich in ein düsteres Stillschweigen.

Ein Gehirnfieber war die Folge dieser Aufregung; der Pfarrer des Ortes kam, und die Tröstung der Religion brachte den Marquis völlig zur Ruhe. Wenn er jedoch an den Krieg und an seine Hoffnungen dachte, wenn er sich erinnerte, daß er in dem Augenblicke, wo der Sieg bereits erfochten war, das Gesicht verlor, dann hatte er wieder Anfälle, welche von Seite seiner Kinder die sorgfältigste Aufmerksamkeit und Bewachung erforderten. Seine Tochter verließ ihn keinen Augenblick. „Habe Mitleiden mit mir, armes Kind," sagte er zu ihr, „ich verliere den Verstand; o mein Gott! dieses Unglück geht wirklich über meine Kräfte."

Am siebenten Tage sagte er zu seinem Sohne: „Gott wollte nicht, daß ich ihm länger diene, ich will nun das Haus hüten, wie ein Weib; du aber hast hier nichts mehr zu schaffen. Gehe wieder zu Lescure und nimm meinen Platz in der Armee ein." — Mit diesen Worten nahm er

den Kopf seines Sohnes zwischen die Hände und küßte ihn, indem er seine Rührung zu verbergen suchte. — „Ich wollte nicht abreisen, ohne Ihre Einwilligung," erwiederte Gaston, „aber ich wünschte es schon lange." — Es wurde nun festgesetzt, daß Gaston alles, was vorginge, seinem Vater so schnell als möglich berichten sollte, und am nächsten Morgen darauf bei Anbruch des Tages stieg der junge de La Charnaye zu Pferde und kehrte mit den Männern, die den Marquis nach Hause begleitet hatten, zum Heere zurück.

Das Fieber des Marquis, das nicht ohne Gefahr für ihn war, dauerte drei Wochen, während welchen ihn seine Tochter mit der Sorgfalt und der Geduld eines Engels pflegte. Therese de La Charnaye, damals 17 Jahre alt, war ihrem Aeußern nach schon völlig ausgebildet; sie hatte eine schlanke, zierliche Gestalt, blondes Haar und ein blaues Auge, aus dem der Himmel der Unschuld und Sanftmuth leuchtete. In Folge der zurückgezogenen Lebensweise, die sie zu führen genöthiget war, sehr schüchtern, wußte sie doch, in Folge des frühzeitigen Todes ihrer Mutter an die Spitze des Hauswesens gestellt, die dabei nöthige Würde und Selbstständigkeit nachdrücklich zu behaupten. Die Ereignisse der Revolution und der Krieg hatten die Ausführung mehrerer Pläne unterbrochen, die in Bezug auf ihre Zukunft gebildet worden waren; es war nämlich die Frage gewesen, ob sie sich verheirathen oder in ein Kloster begeben sollte. Das Unglück ihres Vaters lehrte sie jedoch ihre Pflicht: sie wurde die Antigone dieses armen Blinden und war fest entschlossen, ihn nicht zu verlassen, so lange er leben würde.

Vor Allem war sie sorgfältigst bemüht, ihm sein Uebel so viel als möglich zu erleichtern, indem sie seine Bedürfnisse zu befriedigen, bei der geringsten Geberde das, was er wünschte, zu errathen, und ihn, so zu sagen, durch ihre Augen sehen zu lassen strebte. Sie verkürzte ihm die Zeit durch Beschäftigungen, denen die Erfindungsgabe ihrer kindlichen Liebe die manigfaltigste Abwechslung zu geben wußte, sie unterhielt ihn durch Vorlesen, oder sang ihm alte Arien vor, die sie mit dem Klaviere begleitete. Sie leitete seine Schritte, wenn er aufstehen konnte, an ihrer Hand machte er seine Spaziergänge im Garten in der warmen Frühlingssonne; ihr Auge war das seinige, und er war nur blind, wenn sie ihm fehlte.

Gaston hatte einen Dienst von Boten eingerichtet, die seine Briefe von einem Kirchspiel zum andern brachten, oder wenn die Communication nicht unterbrochen war, sandte er einen seiner Leute, und die Bewohner des Schlosses und Dorfes erhielten dadurch Kenntniß von den Kriegsoperationen. Therese las die erhaltenen Briefe ihrem Vater laut vor, und dieser empfing die Nachrichten, die sie enthielten, zwar mit Freude, aber sie rissen ihm auch zugleich die alten Wunden wieder auf. Die Erzählung der Ereignisse, die Unruhe, die Aufregung, in die sie ihn versetzte, seine Ohnmacht und der Umstand, sich bei einem übrigens gesunden und kräftigen Körper zur Unthätigkeit verdammt zu sehen, führten seine frühern Anfälle wieder zurück, und dieser sonst so kaltblütige, ernste, ruhige Mann wurde zänkisch, reizbar und heftig, und ließ sich nicht allein gegen seine Diener, sondern auch gegen seine Tochter zum Zorne hin-

reißen. Therese sah ihn, als dieß zum ersten Male der Fall war, mit Erstaunen an, gerade als zweifelte sie, ob dieser Zornige und ihr Vater ein und derselbe Mann sey; aber sie wußte sich nach einigem Nachdenken diese Veränderung recht gut zu erklären, und war erfinderisch genug, sie zu rechtfertigen. Sie fühlte mit ihrem Vater ganz seine unglückliche Lage, und alles, was sie seinen Launen entgegensetzte, war eine verborgene Thräne, ohne daß sie selbst den Muth gehabt hätte, ihn durch Zureden zu beruhigen, was natürlich unter diesen Umständen auch nichts gefruchtet haben würde. Oft kam der Marquis aber auch von selbst zur Besinnung, seine Stimme verlor ihre Heftigkeit, er fuhr mit der Hand über das Gesicht, stieß einen Seufzer aus und sagte: „O, mein armes Kind! verzeihe mir; es ist nicht mehr dein Vater, der sich so benimmt, sondern ein Mann, den der Schmerz irre führt. O mein Gott, o mein Gott, verleihe mir Geduld! Du bist ein Engel, meine Tochter.“ — Er drückte sie an sein Herz, während sie sich bemühte, ihn zu entschuldigen und seiner üblen Laune eine gerechte Ursache unterzuschieben, durch die sie ihm Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben habe.

Man kann aus dem eben Gesagten schließen, welchen Einfluß die Nachrichten von der Armee, mochten sie nun günstig oder ungünstig seyn, auf ihn haben mußten. Wenn die Kämpfer aus der Pfarrei irgend einen Unfall erlitten hatten, oder wenn irgend ein braver Mann von seinen Leuten gefallen war, dann war er lange Zeit in einer so gereizten und mürrischen Stimmung, daß Niemand mehr wagte, ihm wieder solche unangenehme Nachrichten zu über-

bringen. Uebrigens war dieser Krieg der Mittelpunkt, in welchem sich alle seine Geisteskräfte vereinigten, und der Gegenstand, der sie alle in Thätigkeit zu setzen vermochte: die Manöver der königlichen Armee, die Entscheidungen des obersten Rathes, was man that, und was man hätte thun sollen, dieß war der Inhalt aller seiner Unterhaltungen; aber er hatte Niemand als Mainvielle, mit dem er hätte darüber sprechen können, die Weiber interessirten sich nicht sehr für die Politik, und Therese war allzusehr mit dem Hauswesen beschäftigt, und konnte außerdem das allgemeine Unglück des Landes nur beklagen.

Mainvielle war ein ziemlich verträglicher Mensch, aber ein Schwätzer, der trotz der Beschränktheit seines Verstandes seinen Meinungen Geltung verschaffen wollte, und im Innern der Sache der Revolution zugethan, die erst vor Kurzem seinen Bruder aus einem einfachen Sergenten zum Officier gemacht hatte. Der Marquis hatte dieß schon seit längerer Zeit bemerkt, allein er wagte nicht, ihn von sich zu entfernen, aus Furcht, ihn zu seinem Feinde zu machen; er wußte übrigens, daß er ein ehrlicher Mann sey. Mainvielle hatte ihm davon in Paris Beweise gegeben, wo das Leben seines Herrn in seiner Gewalt war; aber er sprach ziemlich gerne seine freie Meinung über die Ereignisse aus, und dieß reizte den Marquis sehr oft zur Ungeduld und machte ihm nach und nach diesen Menschen widerlich. Dessen ungeachtet konnte er sich nicht enthalten, ihn deßhalb anzugreifen; sein Widerspruch ärgerte ihn zwar, aber er wollte sich doch lieber widersprechen hören, als gänzlich schweigen, und war schwach genug, ihm seine Ueberzeugung

beibringen zu wollen. Der Marquis machte es übrigens mit allen Leuten so. Seine Tochter wußte mit jenem besondern Zartgefühle, das den Frauen eigen ist, seinen Fragen geschickt auszuweichen, oder sie so zu beantworten, daß er sich nicht verletzt fühlen konnte; aber Mainvielle, voll Achtung für seinen Herrn zwar, aber ohne Bildung, und ein großer Pedant, war zu einer Zeit, wo die Repubik die im größten Theile Frankreichs anerkannte Regierungsform war, dieser zarten Schonung nicht fähig.

Bis jetzt hatte man auch wirklich nur von Siegen der katholischen Armee gehört. Die Generäle Salomon und Lygonier hatten zwar versucht, Saumur mit einem Heer zu decken, allein dieses wurde zerstreut und beinahe ganz aufgerieben. Der Marquis ließ diesen Sieg in seinem Schlosse durch ein Te Deum feiern. Indem jedoch diese Siege seine Ueberspannung nur noch vermehrten, machten sie ihn aber auch andererseits nur verdrießlicher, an ihnen nicht Theil nehmen zu können. Desto weniger konnte er sich aber enthalten, der Freude, die er darüber empfand, gegen Mainvielle Luft zu machen, und da dieser durchaus nicht geneigt war, sie zu theilen, und durch die Gerüchte, die seiner Partei den Untergang verkündigten, und die von den Vendéern gegen die Republikaner ausgestoßenen Verwünschungen fortwährend in eine gereizte Stimmung versetzt wurde, so gab es oft zwischen beiden lebhafte Auftritte und Gespräche, die, mit Erbitterung geführt, den Herrn und den Diener einander immer mehr entfremden mußten.

„Nun, Mainvielle,“ sagte der Marquis eines Morgens, „was gibt es Neues?“ — „Ich weiß nichts, Herr Mar-

quis!" — „Ich möchte wetten, unsere Leute befinden sich in diesem Augenblicke in Tours." — „Es ist möglich," erwiederte Mainvielle noch gelassen. — „Nicht möglich allein, sondern gewiß, nachdem sie die Division Lygonier vernichtet haben." — „Wer sagt dieß?" — „Alle Welt weiß es; der Sohn des Müllers hat die Nachricht davon überbracht." — „Welche erfinderische Einbildungskraft der Bursche doch hat!" — „Herr Mainvielle, der Sohn des Müllers ist ein braver Bursche, der sich nicht zu lügen erlaubt; versteht ihr?" — „Man hat es ihn vielleicht sagen lassen, weil man weiß, daß der Herr Marquis so etwas gerne hört."

Mainvielle hatte hier eine sehr empfindliche Saite berührt; denn man brachte wirklich dem Marquis die guten Nachrichten vergrößert zu, während man den schlimmen immer etwas von ihrer Schärfe nahm. — „Wer sollte es wagen, mich zu täuschen?" fuhr er im heftigsten Zorne auf. „Hütet euch, Mainvielle, irgend Jemanden bei mir verdächtigen zu wollen."

Mainvielle sagte in gemäßigterem Tone: „Vor acht Tagen ist die Citadelle von Saumur mit Proviant versehen worden, und der General Salomon" — — „Nun ja, der General Salomon ist völlig geschlagen worden." — „O mein Herr Marquis, ich kann nicht glauben, daß Leute, wie der Sohn des Müllers, die niemals etwas anderes, als Hasen geschossen haben, nun auf einmal fähig seyn sollten, gute Truppen und alte Officiere Tag für Tag in die Flucht zu schlagen." — „Ja, Regimenter ohne Anführer und Officiere." — „Officiere haben inzwischen gebildet werden können." —

Der Marquis erblaßte; diese Worte hatten ihn an seiner empfindlichsten Seite getroffen. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß Leute aus dem Volke, gemeine Soldaten, in sechs Monaten zu einer Stelle im Heere fähig geworden seyn sollten, zu der er selbst erst nach fünfundzwanzigjähriger Dienstzeit gelangt war. — Er rief aus: „Ja, Korporäle, welche die Hinterlassenschaft ihrer Vorgesetzten an sich rissen, Elende, welche das Epaulet gestohlen haben, das ihnen der schlechteste Packknecht von der Schulter reißen sollte!" —

Diese Worte, im höchsten Zorne und vielleicht ohne alle Absicht gesprochen, waren in ihrem vollen Sinne auf den Bruder Mainvielle's anwendbar. — Letzterem erstickte der Zorn über diese Anspielung die Stimme, und der Marquis fuhr fort: „Unsere Bauern, schlecht bewaffnet? schlecht eingeübt? O, ich sah sie in der Schlacht, ich führte sie bei Thouars an, und ich weiß daher, was die Wuth, die Verzweiflung und die Begeisterung für eine heilige Sache aus solchen Leuten machen kann." — „Die Begeisterung für die Freiheit auf der andern Seite" — — „Ja, die Begeisterung der Henker der Abtei, die aus Blut und Raub geholte Trunkenheit!" — „Man ist zu weit gegangen, es ist wahr, aber vielleicht war es nothwendig; der Hof hat große Fehler begangen." — „Gott strafe die Mörder," rief der Marquis, „was Fehler! Immer die nämliche Schmähung! Wir wollen enden, Mainvielle, Tod euerer schändlichen Republik und Tod euern Räubern, wie sie ihn verdienen und wie ich ihn ihnen wünsche!"

So wurden die Gespräche, die beide mit einander

führten, immer heftiger, immer giftiger. Mainvielle schwieg und entfernte sich. Der Marquis sank blaß, zitternd in seinen Lehnstuhl zurück, zerschlug in der Heftigkeit des Zornes irgend ein Meublestück, das in der Nähe war, und verfiel in einen Zustand, der seine Tochter erschreckte. Diese hatte oft darüber mit Mainvielle gesprochen und ihn mit aller ihr zu Gebote stehenden Sanftmuth gebeten, ihren Vater zu schonen. — „Der Herr Marquis frage mich nur nicht," antwortete Mainvielle; „ich bedauere, ihm antworten zu müssen, aber ich bin unfähig, anders zu sprechen, als ich denke."

Fräulein de La Charnaye hatte gut reden. Diese verdrießlichen Auftritte erneuerten sich alle Tage, und die Wirkung eines solchen Gespräches dauerte oft bis zum andern Tage. Die schlimme Folge dieser Mißhelligkeit war die Schwierigkeit, dem Marquis die schlimmen Nachrichten, die eintrafen, zu verbergen, denn Mainvielle machte sich in der beinahe unfreiwilligen Bosheit, welche die Gewohnheit des Widersprechens im Gefolge hat, kein Bedenken daraus, ihm die Wahrheit mitzutheilen. Demoiselle de La Charnaye suchte dieß nicht zu verhindern, auch wenn sie anwesend war, denn wenn sie sich vermittelnd in den Streit mengen wollte, legte ihr der Marquis, zornig werdend, sogleich Stillschweigen auf. Theresens kindliche Liebe bestand aber jede Probe, und wenn sie sich nicht zu helfen wußte, sagte sie zu Mainvielle: „Guter Mann, ich bitte euch, habt doch Mitleiden mit meinem Vater! Ist er nicht unglücklich genug? Begreift ihr denn gar nicht, was er, der immer in sich selbst verschlossen, ohne Trost, ohne Erholung ist, dabei

leiden muß? Er hat keine Zerstreuung, und alles häuft sich zusammen, ihm sein Unglück desto fühlbarer zu machen. O, er lebt nur von der Hoffnung, nur für die Liebe zu seinen Meinungen und nur durch die Theilnahme, die er diesem Kriege schenkt, und ihr — ihr laßt es euere eifrigste Beschäftigung seyn, ihm sein Trugbild zu zerstören, seinen schönen Traum zu vernichten; ihr raubt ihm den einzigen Sonnenstrahl, der in seine Seele dringt! Und ist es denn nicht ein Glück für ihn, daß er nicht weiß, wie viel Unheilvolles geschieht, daß er nicht sieht, wie an allen Orten Blutgerüste aufgerichtet sind, wie überall die Kreuze, diese Zeichen des ewigen Heiles, umgestürzt werden, wie der schöne Boden Frankreichs mit dem Blute seiner eigenen Kinder getränkt wird? Armer Vater! Lassen wir ihn in seiner Unwissenheit, lassen wir ihn glauben, daß Alles gut geht, daß Frankreich sich erholt, daß der junge König seinen Thron besteigen wird, daß die Republikaner unterliegen, und die königliche Armee überall siegt. O mein Gott, hinge es von mir ab, er würde glücklich leben; ich würde ihn jeder unglücklichen Nachricht unzugänglich machen, ich würde sie verhindern, bis zu ihm zu gelangen, und mein guter Vater würde in Frieden ruhen, wie ein Kind, das man mit schönen Erzählungen einwiegt.''

Mainvielle war gerührt, versprach alles, aber am nächsten Tage war er wieder in seinen alten Fehler verfallen, und die nämliche Scene wiederholte sich.

Am Anfange des Monates Juli mißlang der königlichen Armee der Angriff auf Nantes. Chatelineau wurde getödtet, und das ganze Land war in der höchsten Bestürzung.

Das Gerücht verbreitete sich, die Blauen rückten ohne Widerstand vor, rächten sich an allen Schlössern, und verübten gräßliche Rache. Die Bauern von Vauvert erzählten sich diese Ereignisse mit Zittern; Fräulein de La Charnaye erfuhr sie ebenfalls, legte ihnen aber nicht die Wichtigkeit bei, die sie gleichwohl besaßen. Sie suchte nur zu verhindern, daß diese unglücklichen Nachrichten zu den Ohren ihres Vaters gelangten. Ein Brief Gaston's traf ein, worin dieser das Unglück von Nantes mit dem Zorne und der Leidenschaftlichkeit eines jungen, für die königliche Sache begeisterten Mannes beschrieb. Therese theilte ihrem Vater den Inhalt des Briefes nur zur Hälfte mit, und gab vor, ihr Bruder habe nicht Zeit gehabt, Näheres zu schreiben. Der Schlag war übrigens, auch auf diese Weise mitgetheilt, für den Marquis hart genug, und er blieb einen ganzen Tag lang in Stillschweigen versunken. Mainvielle achtete dieses Stillschweigen, aber er ließ bei den Dienstesleistungen, die er seinem Herrn zu erweisen hatte, eine gewisse Zufriedenheit, eine innere Freude erkennen, die sogar dem blinden Marquis auffallen mußte; Mainvielle zweifelte übrigens nicht, daß man dem Marquis das Unglück nicht in seiner ganzen Ausdehnung mitgetheilt habe. Dieser bewies jedoch die höchste Unruhe und das Verlangen, sich über die Sache auszusprechen.

„Nun, Mainvielle," sagte er endlich mit Ueberwindung, „die Blauen haben uns geschlagen." — „Man sagt es, mein Herr Marquis." — „Ja, ja, sie wollten meinem Rathe nicht folgen. Sie griffen ohne Artillerie eine Stadt an, die sie vorher ganz ruhig ihre Vorkehrungen hatten

treffen lassen. Man mußte sie sogleich nach der Eroberung von Saumur mit Sturm nehmen.“ — „Aber Saumur ist geräumt worden,“ sagte Mainvielle mit Hast. — „Oder man mußte sich mit Charette vereinigen, den Uebergang über die Loire erzwingen, und die Bretagne, die uns mit offenen Armen erwartet, in Aufstand setzen.“ — „Wohl, aber Charette hat sich nach Nieder=Poitou zurückgezogen, nachdem er bei Nantes geschlagen worden ist.“ — „Die Armee kann zwei Divisionen entsenden.“ — „Sie hat sehr viele Leute verloren.“ — „Man wird frische ausheben.“ — „Hm, die Dörfer sind bereits entvölkert.“ — „Man wird alle Schlösser befestigen und sich darin schlagen.“ — „Das ist nicht zu erwarten, denn es befinden sich nicht viele Leute in den Schlössern.“ — „Nun wohl,“ schrie der Marquis, schon heftig geworden, „so werden die Königsmörder wenigstens an dem meinigen einen Anstoß finden, und eher soll der letzte Stein meines Schlosses mein graues Haupt zerschmettern, als daß sie einen Schritt weiter machen dürfen.“

Dieß sprach er mit einer Stimme, daß die Fensterscheiben zitterten, und hieb dabei mit seinem Stocke heftig auf den Fußboden.

„Erlauben Sie, mein Herr Marquis,“ entgegnete Mainvielle, „Sie werden doch nicht das Leben aller ihrer Leute in Gefahr setzen.“ — „Alle meine Leute sind entschlossen, mit mir zu sterben.“ — „So groß ihre Treue auch seyn mag, so gibt es unter ihnen doch vielleicht einige, welche diesen Entschluß nicht theilen.“ — „Nun wohl, diese sollen das Schloß verlassen, wie man vor einem ver=

zweifelten Widerstand alle Verräther und Feiglinge aus einem belagerten Platze vertreibt.“

Mainvielle, durch diese Worte an seiner empfindlichsten Seite getroffen, verlor seine Gelassenheit. Therese, welche auf den Lärmen herbeigeeilt war, zog ihn am Rocke vor die Thüre. Als sie zu ihrem Vater zurückkehrte, fand sie ihn in einen Sessel gesunken, blaß und außer sich, und Thränen traten ihr in die Augen. Sie setzte sich neben ihn, ohne selbst einen Versuch zu seiner Beruhigung zu machen, und er sprach den ganzen Tag hindurch kein Wort mehr.

Als Therese am Abende in die untern Zimmer kam, fand sie Mainvielle, der sie bei Seite nahm und zu ihr sagte: „Ich sehe wohl, mein Fräulein, daß meine Dienste in diesem Hause nicht mehr angenehm sind, und ich bitte Sie, mir meinen Abschied zu geben. Mein Bruder dient unter den Blauen, der Krieg wird immer erbitterter, und ich sehe den Augenblick herannahen, wo ich genöthiget seyn werde, in Gemeinschaft mit Ihren Bauern die Waffen zu ergreifen. Der Herr Marquis ist ein vortrefflicher Mann, aber er kann nicht fordern, daß ich ihm mein Gewissen opfere. Ich will mich nach Saumur zu meinem Schwager und von dort nach Paris begeben, um da eine Anstellung zu suchen. Ich werde mich stets Ihrer Güte erinnern, und wenn ich Ihnen jemals in etwas nützlich seyn kann, so rechnen Sie auf Mainvielle.“

Therese war sehr erstaunt über diesen Entschluß; sie machte ihm Vorstellungen, allein umsonst; seine Vorbereitungen waren getroffen, und er wollte abreisen. Sie sah wohl ein, daß durch die Entfernung Mainvielle's der Friede

im Hause allein wieder herzustellen sey, sagte aber doch zu ihm: „Wartet bis ich meinen Vater darüber gefragt, oder ihn wenigstens vorbereitet habe; ich kann es nicht auf mich nehmen, euch gehen zu lassen.“

Als am andern Tage Mainvielle zum Marquis kam, sagte dieser zu ihm: „Du willst uns also verlassen, Mainvielle? Gott sey mit dir; berufe dich auf mich, wenn es dir irgendwo von Nutzen seyn kann.“ — „Ich danke Ihnen, mein bester Herr, und — — man kann nicht wissen, was die Zeit mit sich bringt — — ich bitte Sie, im Nothfalle auf mich und die Meinigen zu zählen.“ — „Ich nehme dein Anerbieten für den eintretenden Fall an; adieu, mein Freund!“ — Damit reichte er ihm die Hand, Mainvielle küßte sie, und reiste ab.

Elbée war seit dem Tode Cathelineau's oberster Befehlshaber, und die Niederlage bei Nantes wurde an dem Republikaner Westermann, den man in Stücke hieb, blutig gerächt. Bis jetzt trafen durch die Sorgfalt Gaston's die Nachrichten immer sehr genau in Vauvert ein; ein Verwundeter, oder ein Bauer, der seine Familie sehen wollte, oder unmittelbare Boten brachten seine Briefe ins Schloß. Gaston hatte den Briefen zuerst aus Scherz die Form einer Zeitung gegeben, behielt sie aber der Bequemlichkeit wegen bei. Immer in Thätigkeit, immer auf dem Marsche und den Fuß im Steigebügel, zeichnete er in Form eines Tagebuches auf, was täglich vorfiel. Da die Leute im Schlosse wußten, mit welcher Begierde der Marquis und seine Tochter solchen Nachrichten entgegensahen, so wurde der Bote, der sie überbrachte, schon am Thore mit einem Freuden-

geschrei empfangen. Therese las die Briefe sogleich; die Dienerschaft horchte von außen; der Marquis ließ ihr kaum Zeit, das Papier zu durchfliegen, und gab, je nachdem er die Nachrichten für gut oder schlimm hielt, seine Ungeduld durch Bewegungen zu erkennen, die für einen Mann seines Alters und Charakters ungewöhnlich genug waren. Bisweilen versuchte er wohl, seine Ungeduld zurückzuhalten, und ein Fremder hätte ihm seine innere Bewegung nicht angemerkt, aber seine Tochter, die ihn aus Erfahrung genau kannte, errieth, was in ihm vorging. Eine betrübende Nachricht machte einen so schmerzhaften Eindruck auf ihn, daß Therese dem Eintreffen eines jeden Briefes mit Furcht und Bangigkeit entgegensah. Oft ließ sie beim Vorlesen der Nachrichten ganze Sätze aus, oder suchte den Sinn derselben in der Eile zu mildern, aber oft ließ ihr die Ungeduld des Vaters dazu nicht Zeit genug, und sie sah sich genöthiget, ihn mit dem ganzen Inhalte bekannt zu machen.

Im Schlosse herrschte indessen seit der Abreise Mainvielle's ungestörte Ruhe, und Therese sorgte dafür, daß sie auch nicht durch die ankommenden Nachrichten unterbrochen wurde, indem sie Befehl gab, jeden einlaufenden Brief, ohne Aufsehen zu machen, oder ihrem Vater etwas davon zu sagen, sogleich ihr zu überliefern. Sie öffnete ihn dann im Geheimen, und überzeugte sich vorher, ob sein Inhalt für ihren Vater tauglich sey oder nicht. Wenn sie sich auch über diese Hinterlist bisweilen Vorwürfe machte, so hielt sie selbe doch zur Schonung ihres Vaters für erlaubt und nothwendig.

Unterdessen traf eine Nachricht ein, die großes Aufsehen erregte: Mainvielle nämlich war auf seiner Reise von den Republikanern gefangen und erschossen worden. Wir wissen, daß er sich zu seinem Schwager im Saumur hatte begeben wollen. Auf dem Wege nach Bressuire ritt er ein Miethpferd; man hatte ihm gerathen, sich als Viehhändler zu verkleiden, er wollte es aber nicht thun, weil er seiner Meinung nach von seinen Brüdern, den Republikanern, nichts zu fürchten habe. Am 17. August fiel er den Vorposten einer republikanischen Abtheilung in die Hände. Dieser Krieg war ein Plünderungskrieg, man durchsuchte ihn, fand Gold bei ihm, und seine anständige Kleidung bot den Vorwand, ihn für einen Spion zu halten. Umsonst berief er sich auf seinen Bruder, der Officier in der Armee sey, er wurde erschossen. Diese unglückliche Begebenheit, die man in Vauvert weit später erfuhr, konnte man dem Marquis nicht verbergen; er hob die Hände gegen Himmel, und beklagte das Schicksal seines armen Dieners mit inniger Theilnahme.

Von Gaston trafen kurz nachher zwei Briefe ein, die Schlag auf Schlag die für die Royalisten unglücklichen Schlachten von Chollet, Mortagne und Chatillon, die Erhebung der Republikaner in ganzen Massen, und das Unglück von Elbée, Bonchamps und Lescure anzeigten, welche tödtlich verwundet worden waren. Gaston, welcher der Verzweiflung nahe war, erzählte diese Ereignisse in ihrer ganzen, unverhüllten Wahrheit. Seine Briefe enthielten schreckliche Einzelheiten, und es gab keine einzige Zeile in selben, die nicht irgend ein unglückliches Ereigniß

anzeigte. Therese konnte die Briefe ihrem Vater unmöglich ihrem ganzen Inhalte nach mittheilen. Mainvielle war nicht mehr anwesend, um sie Lügen zu strafen, und ihren Vater mit den Nachrichten bekannt zu machen, die man ihm vorenthalten wollte. Als sie daher sah, daß das Tagebuch Gaston's die Ruhe ihres Vaters zerstören müsse, beschloß sie mit der Unüberlegtheit eines unerfahrenen jungen Mädchens, diese Briefe ganz zu verheimlichen, oder den Inhalt derselben auf eine Weise zu verändern, daß er nur günstige Nachrichten enthielt.

Eines Tages blieb ein von Gaston erwarteter Brief aus. Auf diesen Fall war Therese nicht vorbereitet. Der Marquis fragte nach Neuigkeiten, und man mußte ihm sagen, es seyen deren keine eingetroffen. Man berief sich auf den schlimmen Zustand der Wege und die dadurch veranlaßte Verspätung der Boten, allein dieß versetzte ihn in eine düstere Unruhe, die nichts zerstreuen konnte. Zwei Tage vergingen, und noch immer war kein Brief von Gaston gekommen. Man sprach im Lande von neuen Unglücksfällen. Die Lage des Marquis wurde immer schlimmer, und seine erfinderische Einbildungskraft malte ihm das Entsetzlichste vor. Therese sah sich in Folge der Unterdrückung der letzten Briefe genöthiget, nun selbst einige zu verfertigen, die zwar günstige Nachrichten, aber in einer Art enthalten sollten, wie sie den Umständen und der Stellung der gegenseitigen Heere angemessen war, und welche den Anschein haben mußten, von einer kriegserfahrnen Hand geschrieben zu seyn, so daß ihr Vater die Täuschung durchaus nicht entdecken könnte. Einen ganzen Tag lang hing sie diesem

Gedanken nach, dessen Ausführung, je länger sie ihn überlegte, ihr immer größere Schwierigkeiten bot. Die Woche verging, und der Tag erschien wieder, wo die Depeschen gewöhnlich eintrafen. Fräulein de La Charnaye brachte den Morgen in ihrem Zimmer, von Papieren und Landkarten umgeben, zu, schrieb, sann nach, strich wieder aus, und studirte die militärischen Ausdrücke, die sie nicht verstand. Gegen Mittag trat sie in das Zimmer ihres Vaters und sagte mit zitternder Stimme zu ihm: „So eben sind Briefe angekommen.“ Der Marquis erhob sich schnell von seinem Sitze, war aber zu begierig, den Inhalt der Briefe zu erfahren, als daß ihm die Aufregung aufgefallen wäre, welche seine Tochter durch den Ton ihrer Stimme zu erkennen gab. Er umarmte sie, als ob er gleichsam durch diese Annäherung die mit Begierde erwarteten Neuigkeiten früher erfahren könne. Therese zog ein Papier hervor und las mit unsicherer Stimme:

Den 22. Septbr. „Seit dem Angriffe von Nantes campiren die katholischen Heere am linken Ufer der Loire. — Vor uns befinden sich keine Truppen mehr. — Die Garnison, welche sich von dem Schrecken, den unser kühnes Unternehmen ihr eingeflößt, noch nicht erholt hat, wagte nicht mehr, ihre Mauern zu verlassen. Uebrigens war der Unfall wenig entscheidend und bald wieder gut gemacht — —“

„Was nennt er wenig entscheidend?“ rief der Marquis aus, „der Krieg könnte zu Ende seyn. An was denken denn diese Herrn?“

Therese schwieg bestürzt, obwohl sie diese Stelle beinahe wörtlich abgeschrieben hatte.

„Fahre fort, meine Tochter,“ sagte der Marquis.

Den 25. Septbr. „Der berüchtigte Westermann, der sich rühmte, mit einer einzigen Legion ganz Poitou zu zermalmen, ist an der Spitze eines ansehnlichen Corps geschlagen worden.“

Den 28. Septbr. „General Lescure hat kein Glück. Abermals ist er von zwei Kugeln verwundet worden. Ich weiß kein Treffen, aus welchem er nicht eine Wunde davon getragen hat. Obwohl noch nicht geheilt, hat er doch den Oberbefehl nicht niedergelegt.“

Den 30. Septbr., 3., 6., 9. u. 10. Oktober. — „Wir haben den Bösewicht Santerre zu Coron geschlagen und drei Meilen weit verfolgt. Er ist der Elende, der den König zum Blutgerüste geführt hat. Wir haben ihn zu spät erkannt; einer unserer Cavaliere hat ihm eine ganze Stunde lang nachgestellt, und er konnte sich nur dadurch retten, daß er mit seinem Pferde eine acht bis zehn Fuß hohe Mauer hinabsprang.“

Vom 10. bis 20. Oktober. — „Die Division Duchoux ist bei St. Lambert sehr übel zugerichtet worden. Lescure hat Wunder gethan. Der General ist hierauf bis nach Montaigu vorgerückt, wo man ihn in Stücke hieb. Mieskuski ist bei St. Fulgent geschlagen worden. — Die Blauen sind sehr niedergeschlagen, unsere Leute dagegen voll Muth und Feuer. Wir haben Ueberfluß an Lebensmitteln und Munition. Es wird bald noch besser kommen. Ich umarme Sie. Es lebe der König!“

Der Marquis umarmte seine Tochter. Hatte er doch nun wieder für mehrere Tage Stoff zum Nachdenken, auf

welche Weise die Anhänger der Religion und des Königs ihre Siege verfolgen könnten, um den ganzen Krieg auf die schnellste und beste Weise zu beendigen. „Vor Allem," sagte er, „muß man mit dem Convente unterhandeln, und ihm die Befreiung der Königinn und ihres Sohnes zur ersten Bedingung machen. Die Stelle, welche der König von Frankreich einnehmen muß, ist in der Mitte seines Heeres, und man muß daher Nantes nehmen. Dann geht es auf Paris! Ja, ja, ich werde einen Plan des Feldzuges entwerfen; du wirst ihn dann unsern Freunden schreiben, meine Tochter!"

Inzwischen kostete es dem Fräulein de La Charnaye immer mehr Mühe, das Stillschweigen Gaston's zu verbergen; es hatte sich bereits zu weit eingelassen, um wieder umkehren zu können, und sah sich daher genöthiget, immer wieder neue Nachrichten von Gaston zu erfinden. Therese studirte seine frühern Briefe und die Zeitungen, berieth sich mit den Bauern, und brachte ganze Nächte mit dieser Arbeit zu.

Wenn sie hierauf ihrem Vater diese Noten vorlas, begegnete es ihr wohl bisweilen, daß sie sich über die strategischen Regeln täuschte, und der Marquis rief dann aus: „Wie! mein Sohn kennt den Krieg nicht besser?" — Oder er unterbrach sie mit den Worten: „Was soll dieß heißen? Das ist unmöglich!" — Und Therese hielt ein, nahm das Gelesene zurück, und entschuldigte sich damit, daß sie schlecht gelesen habe.

Der Marquis wurde von Tag zu Tag ungeduldiger, und wollte zuletzt täglich Neuigkeiten erfahren. Seit eini-

ger Zeit wünschte er besonders, daß die katholische Armee Nantes nehmen möchte, und seine Tochter sagte ihm endlich, die Stadt sey genommen worden. Nun aber, meinte der Pfarrer, den Therese in der Angst ihres Herzens mit in das Geheimniß gezogen hatte, sey es vor der Hand genug, und sie sollte nun nicht weiter gehen. Sie sagte daher ihrem Vater, die Verbindung müßte unterbrochen seyn, da es an neuern Nachrichten fehle. — „Aber," sagte der Marquis, da wir Nantes genommen haben, so steht ja der Ankunft von Briefen nichts entgegen. Du wirst sehen, meine Tochter, wir werden morgen Briefe bekommen, und aus ihnen ohne Zweifel erfahren, daß man um die Befreiung der Königin und des jungen Königs die Unterhandlungen bereits begonnen habe; es kann ja nicht anders seyn."

Nachdem, der Meinung des Marquis nach, Nantes einmal in den Händen der Katholiken war, mußte seine Tochter auch diese unvermeidliche Folgerung zugeben, und sie sah sich daher genöthigt, einen Brief zu schreiben, worin sie als wirklich geschehen anzeigte, was sie die Vendéer sehr oft unter die Wahrscheinlichkeiten hatte zählen hören, die eine Folge des Sieges seyn müßten.

Während dem empfing sie einen Brief ihres Bruders, der ihr den Uebergang über die Loire anzeigte, und sie für einen Augenblick aus ihrer Unruhe riß, denn dieser Uebergang, von dem er jedoch nichts Näheres angab, galt ihr für eine gute Vorbedeutung. Sie konnte sich dieses Briefes jedoch ihrem Vater gegenüber auf keine andere Weise bedienen, als daß sie neue Materialien für ihre falsche Korrespondenz aus ihm schöpfte. Sie empfing hierauf noch

einige kurze Billets, die, wie die Boten sagten, nur unter tausend Gefahren hatten überbracht werden können, und dann nicht eine Zeile mehr, so daß sie gar nicht mehr zweifeln konnte, ihr Bruder sey todt.

Inzwischen wurde die Aufregung des Marquis immer größer, seine Einbildungskraft wurde durch die glücklichen Ereignisse, die er durch seine Tochter erfuhr, und auf deren Grund er nach und nach im Geiste ein Gebäude von Glück und Hoffnung aufführte, das man nicht zerstören durfte, im höchsten Grade erhitzt. Er beschäftigte sich unaufhörlich mit politischen und militärischen Plänen, die er seiner Tochter diktirte, und welche diese an Niemand zu senden wußte. Diese Papiere füllten endlich eine ganze Schublade, und Fräulein de La Charnaye konnte sie niemals ohne Thränen ansehen. Sie befand sich nun wieder in der peinlichen Lage, die Täuschung ihres Vaters, die sie nun einmal begonnen hatte, unwiderruflich fortzusetzen. Der unbeugsamen Logik des Marquis entging nichts: auf ein Ereigniß, das sie, ohne an seine Folgen zu denken, ihrem Vater angekündigt hatte, baute er ein zweites, auf dieses wieder ein anderes, und sie mußte sie in weiteren Briefen alle zugeben, da sie den Grund derselben, das erste nämlich, zugegeben hatte. Auf diese Weise hatte sie sich so verwickelt, daß sie vorgegebenen Unterhandlungen zur Befreiung der königlichen Familie auch einen glücklichen Erfolg geben mußte, und diese Nachricht führte die Begeisterung des Marquis auf den höchsten Gipfel. Die Leute im Schlosse waren schon lange in das Geheimniß eingeweiht, und keinem von ihnen entschlüpfte auch nur ein Wort, das ihn

hätte enttäuschen können. Sie behandelten ihn wie ein Kind, das man sprechen ließ, und zuckten höchstens mitleidig die Achseln, wenn sie ihn über die Lage des Landes auf eine Art sprechen hörten, die der Wirklichkeit geradezu entgegengesetzt war.

Unter diesen Umständen las Therese ihrem Vater folgenden Brief vor:

„Im Lager von St. Florent-le-Vieil am 9. Dez. 1793.

Die katholische und königliche Armee siegt auf allen Seiten, und nimmt die ganze Linie der Loire von Blois bis Nantes ein. In dieser Stellung haben wir während dem abgeschlossenen Waffenstillstande Ihre Majestäten aus den Händen der Kommissäre empfangen. Der Convent kann sich nicht lange mehr halten, und verlangt immer häufiger zu unterhandeln. Er hat am Rhein bereits drei Schlachten verloren. Man empfängt uns überall als Befreier. Die südlichen Departements sind in vollem Aufstande begriffen und bereit, sich mit uns zu vereinigen; in den Provinzen werden die Schaffote niedergerissen, die guten Bürger vereinigen sich, und Jedermann verläßt die Sache der Ungeheuer. Die Religion ist wieder zu Ehren gebracht, und mit ihr blüht die Liebe zum Könige, zum Frieden und zur Tugend wieder auf. Alles ist vorüber, die weißen Fahnen wehen von Thurm zu Thurm, und alle Thore öffnen sich unserm schönen Wahlspruche: Wir kommen nicht um Städte, sondern um Herzen zu erobern! Es lebe der König!"

Leider war aber in diesem Augenblicke die wahre Lage Frankreichs und der Unternehmung folgende:

Die Hauptanführer waren todt, und die katholische Armee, von allen Seiten durch die Blauen gedrängt, hatte sich unter Anführung Heinrichs von Larochejaquelein über die Loire zurückgezogen, woher es auch kam, daß von Gaston kein Brief mehr kam. Die einzelnen Umstände dieses Uebergangs sind Schauder erregend. Man denke sich 60,000 Menschen, Weiber, Kinder und Greise untereinander gemengt, sich in einer sturmvollen Nacht, beim Scheine ihrer brennenden Dörfer am linken Ufer des Flusses drängen, in Schrecken gesetzt von den aus der Ferne tönenden Kanonen- und Flintenschüssen, eine Menge Verwundeter, die man nicht verlassen wollte, und in deren Geschrei ihre Weiber und Kinder mit einstimmten, den heldenmüthigen Bonchamps auf einer Matraze liegend, wie er den Soldaten mit ersterbender Stimme Muth zuspricht, den schrecklichen Uebergang, den man auf einigen mit Mühe herbeigeschafften Fahrzeugen versucht, in welche sich die Unglücklichen haufenweise auf ein Mal hineinstürzen, um schneller dem Tod durch die Feinde oder das Feuer zu entkommen, die tobenden Schiffleute, welche die Eindringenden mit Ruderschlägen zurücktreiben, die in der Eile zusammengefügten Flöße, welche in der Mitte des Flusses versanken, die Verwundeten, welche aus dem Wasser die bittenden Hände ihren Brüdern zustrecken und ein schreckliches Jammergeschrei ausstoßen, man denke sich endlich auf der andern Seite des Flusses das eine Nacht voll Schrecken und Ungewißheit für Augenblicke erleuchtende Musketenfeuer der Republikaner, die herbeieilen, sich dem Uebergange zu widersetzen, und welches jenen sichern Tod bringt, die das Ufer erreicht

haben — man denke sich dieses schreckliche Gemälde, und man wird zugeben, daß die lebhafteste Phantasie sich ein herzzerreißenderes nicht vorstellen kann.

Die republikanischen Armeen von Saumur und Nantes wetteiferten mit einander, die Ueberbleibsel dieses unglücklichen Volkes auf ihrem Marsche zu vertilgen, und man hatte dem Convente die Zusicherung gegeben, dieses schreckliche Werk werde in vierzehn Tagen vollbracht seyn. Die Vendée war nun von aller Vertheidigung entblößt, und die höllischen Heersäulen drangen mit dem Schwerte und der Brandfackel in der Hand in sie ein. Dieses schreckliche System war die Erfindung des Generals Turreau. Die wehrlosen Schlösser, Klöster, Meierhöfe wurden geplündert und niedergebrannt und die Bewohner ohne Ansehen der Person mit dem Bajonette niedergemacht. Als die Soldaten des Mordens müde waren, sandten sie die Gefangenen zu Tausenden nach Nantes, wo Carrier angekommen war, und Ersäufungen und Erschießungen mit Kartätschen dem Henker die Arbeit erleichterten. Der übrige Theil Frankreichs war mit Blutgerüsten bedeckt, die Königin ihrem königlichen Gemahle in den Tod gefolgt, und man befand sich auf dem Gipfel des Schreckens.

Die Kämpfer der Pfarrei Vauvert waren in den letzten Gefechten, nachdem sie Wunder von Tapferkeit gewirkt hatten, durch eine Abtheilung Republikaner von der Loire abgeschnitten worden und konnten den Fluß nicht mehr erreichen. Die Feinde griffen sie mit Wuth an. Die Bauern, zum größten Theile verwundet und von Mühseligkeiten jeder Art erschöpft, schlugen sich mit dem Muthe der Verzweiflung

aber sie wurden von der Uebermacht ihrer Gegner erdrückt und beinahe gänzlich aufgerieben. Gaston, der sie anführte, wurde von den Blauen, die ihn umringt hatten, aufgefordert, sich zu ergeben, aber er focht bis zum Tode und fiel endlich von Kugeln durchbohrt. Der Rest der Bauern und einige Officiere verbargen sich in einem Walde und brachten da die Nacht zu. Am andern Tage bei Aufgang der Sonne trafen vier oder fünf dieser Unglücklichen in einem Gebüsche zusammen, indem sie mit Blut und Wunden bedeckt auf Händen und Füßen herankrochen. Sie hatten Mühe, einander zu erkennen. Durch einen gewissen Ruf der Bauern, den man in der ganzen Armee kannte, gaben sie sich jenen ihrer Kameraden zu erkennen, die in der Nähe waren, und so wuchs ihre Zahl auf vierzig bis fünfzig abgematteter, halbtodter Männer. Die Umstände, mit welchen der Uebergang über die Loire verknüpft war, ließen sie nicht zweifeln, daß die ganze Armee dabei ihren Untergang gefunden habe, und sie beschlossen daher, zu ihrem häuslichen Herde zurückzukehren. Auf dem Wege dahin, der durch dichte Waldungen führte, fanden sie mehrere ihrer Kameraden hier und da todt im Gebüsche liegen, die in der Nacht gestorben seyn mußten; andere, welche vor Müdigkeit oder wegen ihren Wunden auf dem Wege hinsanken, mußten sie zurücklassen, ja die Zurückbleibenden baten selbst, ohne sie den Weg fortzusetzen, da sie ja ohnehin nicht mehr lange zu leben hätten. Beinahe bei jedem Schritte erneuerte sich die herzzerreißende Scene des Abschiednehmens, denn die Sterbenden gaben ihren Freunden Aufträge für ihre Weiber und Kinder. Der Tod Gaston's hatte diese braven

Leute in einen Zustand versetzt, in welchem sie alle Uebel mit Gleichgültigkeit ertrugen. Ein alter Bauer mit einer tiefen, klaffenden Wunde am Kopfe war am Fuße eines Baumes niedergesunken und sagte, als man ihn mit fortnehmen wollte, mit stumpfsinniger Miene: „Wie könnt ihr vor dem Herrn Marquis erscheinen, da doch sein Sohn todt ist?“

Diese schreckliche Reise dauerte zehn Tage, denn sie mußten sich mitten durch feindliche Patrouillen schleichen, dichte Wälder durchdringen und zahlreiche Umwege machen. Auf diesem Wege starben noch mehrere, andere verloren allen Muth und wollten trotz dem Zureden und der Drohungen der acht oder zehn Edelleute, die sich an der Spitze der Unglücklichen befanden, nicht mehr weitergehen. In der Gegend von Clisson erhielten sie ein Pferd; der rüstigste des Häufchens bestieg es und eilte nach Vauvert voraus, um dort die nahe Ankunft seiner Kameraden anzukündigen. Der ganze Kirchsprengel befand sich schon auf dem Wege, ehe man im Schlosse etwas davon erfuhr. Wer könnte den Schmerz und die Verzweiflung der Weiber schildern, als sie dieses kleine Häufchen Unglücklicher sahen, die so schrecklich aussahen und sich nur noch mit Mühe fortschleppen konnten! Jede Familie hatte einen Vater oder einen Sohn zu beweinen. Man hörte nur Jammern und Klagen, unterbrochen durch tausend Fragen, auf die Niemand zu antworten wagte, und dieses düstere Stillschweigen gab wieder Veranlassung zu neuen Wehklagen.

Die Edelleute, etwa sieben oder acht an der Zahl, begaben sich aufs Schloß. Sie befanden sich im Zustande

höchster Ermattung, unkennbar und auf wahren Gespenstern von Pferden reitend, die mit Schmutz und Wunden bedeckt und auf sonderbare Weise mit republikanischen Epauletts und Kokarden geschmückt waren, die man ihnen als Siegeszeichen an die Schweife befestigt hatte. Glücklicherweise kam ihnen Jemand entgegen, der ihnen sagte, es sey mit Schwierigkeiten verbunden, sie auf der Stelle einzuführen. Nur mit vieler Mühe konnte man ihnen begreiflich machen, daß man den Marquis auf die schlimmen Nachrichten, die sie brächten, erst vorbereiten müsse. Herr von Vendöuvre, einer dieser Edelleute, der Freund und Verwandte des Marquis, stieg ab und wollte ihn zuerst sprechen.

Der Marquis befand sich im großen Saale am Kamine in einem Lehnstuhle sitzend; die Füße hatte er auf einem Fußschemmel ausgestreckt, den Stock zwischen den Beinen. Seine Tochter saß hinter einem Stickrahmen am Fenster, das die Aussicht auf den zu dieser Jahreszeit ganz entblätterten Garten hatte. Auf dem Stickrahmen lag eine Landkarte ausgebreitet, und ihr Finger verfolgte mehrere Punkte auf derselben, die sie ihrem Vater nach und nach nannte, um ihn in der Verfolgung der Kriegsoperationen, wie sie seiner Meinung nach eben jetzt im Gange seyn mußten, zu unterstützen. In diesem Augenblicke hörte man die schweren Tritte eines mit Reiterstiefeln bekleideten Fußes sich dem Zimmer nahen, und Herr von Vendöuvre trat herein, ohne dem Diener, der ihm folgte, zu gestatten, daß er ihn melde. — „Herr von Vendöuvre!“ rief Therese aus. — „Vendöuvre!“ rief der Marquis, erhob sich, und beide lagen einander in den Armen. Therese will ihm zu verstehen geben, wie er

sich zu benehmen habe; in diesem Augenblicke hört sie ein Geräusch im Hofe und eilt ans Fenster. Nun sieht sie den Hof mit Leuten und Pferden angefüllt, und wie ein Blitz kam ihr der Gedanke in den Sinn: Alles ist aus, alles entdeckt, das geringste Wort reicht hin, mich zu verrathen. — „Wie geht es, Vendöuvre? Was führt Sie hieher? Sind Sie allein, Freund? Und mein Sohn, unsere Leute?" — „O ich bin nicht allein — —" Beide Freunde können nicht mehr sprechen, Thränen ersticken ihre Stimme: Herr von Vendöuvre weint vor Schmerz, der Marquis vor Freude und Ueberraschung. Therese läuft vom Fenster zu Herrn von Vendöuvre, von diesem wieder zum Fenster; verwirrt, zitternd weiß sie nicht, was sie thun, und wie sie den Streich, der jeden Augenblick niederfallen kann, abwenden soll. —

„Sprechen Sie, mein Freund," sagte der Marquis, „sprechen Sie doch. Ich glaubte, Sie wären zu Chartres oder wenigstens zu Mans. Und wo ist die Königin? Bringen Sie mir Briefe? Und die Armee? Warum haben Sie selbe in diesem Augenblicke verlassen? Und mein Sohn? Ist er hier? Gewiß!"

Therese befand sich in der peinlichsten Lage; kalter Schweiß stand ihr auf der Stirne, Herr von Vendöuvre hatte kaum die vielen Fragen des Marquis gehört; er stand verwirrt, ohne antworten zu können, da er jetzt merkte, daß der Marquis nichts von dem Tode seines Sohnes wisse. Ein peinlicher Augenblick verging, während dem Therese mit einer Ohnmacht kämpfte und mit ausgestreckten Armen zu Herrn von Vendöuvre wankte und ihn mit stummer aber beredter

Geberde bat, ihrem Vater die Wahrheit zu verhehlen. Er verstand sie, und erwiederte auf die wiederholte Frage des Marquis nach seinem Sohne mit einer Thräne im Auge, aber, um seinen alten Freund nicht argwöhnisch zu machen, mit fester Stimme: „Er ist nicht mit uns gekommen.“ — „Ja, das wußte ich,“ sagte der Marquis freudig, „er wollte die Armee nicht verlassen. Aber Sie, mein Freund, nicht daß ich Ihnen einen Vorwurf darüber machen wollte, daß Sie mir die Freude Ihres Besuches verschafft haben, warum haben Sie die Armee in diesem Augenblicke verlassen, wo der König in Freiheit ist, die Königin sich bei ihren Freunden befindet, und der Convent gestürzt ist?“

Herr von Vendöuvre, der von diesem Allem nichts begriff, sah erstaunt Therese an. Diese wußte nicht mehr, was sie beginnen sollte, das Blut gerann ihr in den Adern; endlich legte sie bittend eine Hand auf die Schulter des Freundes und die andere auf ihren Mund, um ihm damit ein Zeichen zu geben, daß er schweigen möge.

„Nun, was sagen Sie, Vendöuvre?“ fuhr der Marquis fort. „Es ist das Unglück eines solchen Krieges, daß keine oberste Gewalt an der Spitze steht. Was hat nun der glückliche Feldzug für Früchte getragen? Was haben diese unsterblichen sechs Wochen des glücklichsten Erfolges, was der Sieg von Mortagne und jener von Chollet genützt? Ich weiß alles, denn mein Sohn hat mich regelmäßig von allen Operationen in Kenntniß gesetzt. Ich habe meine Bemerkungen und Rathschläge zur Armee gesandt, aber man scheint nicht geneigt gewesen zu seyn, sie in Vollzug zu bringen. Man kann mit Recht zu unsern Heer-

führern sagen: Ihr versteht wohl, zu siegen, aber ihr wißt nicht, den Sieg zu benützen. Wie weit ist man nun, Vendöuvre, und was gedenkt man mit dem jungen Könige zu thun?"

Herr von Vendöuvre glaubte, der Marquis habe den Verstand verloren, und konnte kein Wort hervorbringen. Therese war halb ohnmächtig auf ihren Sessel niedergesunken; sie sah und hörte nichts mehr und erwartete alle Augenblicke den Ausbruch der Explosion, den zu verhindern sie kein Mittel mehr wußte. Herr von Vendöuvre begriff wohl, daß der Marquis den Tod seines Sohnes nicht wisse, konnte sich aber nicht vorstellen, daß er, wie es doch den Anschein hatte, eben so wenig von dem Unglücke des königlichen Heeres Kenntniß habe. — „Aber, mein Freund," ergriff der Marquis wieder das Wort, „wie weit ist man nun? Wo ist mein Sohn? Wo haben Sie die Armee gelassen?" — Herr von Vendöuvre sah ihn starr an, nahm seine Hand und neigte sich zu ihm nieder, um ihm zu antworten. Die letzten Fragen ihres Vaters hatten Therese gewaltsam aus ihrer Betäubung emporgerissen, sie sah die Bewegung des Herrn von Vendöuvre, die Verzweiflung gab ihr neues Leben, sie sah, daß noch nicht Alles verloren sey, und schnell von ihrem Sitze aufspringend warf sie den Stickrahmen mit Geräusch zu Boden. Vendöuvre wendete sich bei dem Falle gegen sie und sah, wie sie, auf den Knieen liegend, bittend die Hände zu ihm emporstreckte. Er schwieg erschrocken, und tausend verwirrte Gedanken durchkreuzten sein Gehirn. Der Marquis ließ sich durch das Geräusch nicht unterbrechen, sondern fuhr

fort: „Was sagt die Königinn? Wer ist in ihrer Nähe? Der oberste Rath mußte bedenken, daß es nicht bloß galt, eine Armee zu bilden, sondern auch eine Regentschaft einzusetzen. Ich weiß, daß es sehr schwer ist, getrennte Corps anzuführen und die Eifersucht der einzelnen Befehlshaber zu unterdrücken, aber die Anwesenheit des Königs sollte alle die verschiedenen Interessen zu einem einzigen vereinigen."

Das Fräulein hatte seine ganze Geistesgegenwart wieder erhalten und rief, Herrn von Vendöuvre mit sich fortziehend: „Wir haben noch Zeit genug, über diese Angelegenheiten zu sprechen, und wollen jetzt die übrigen Herren empfangen. Geben Sie mir Ihren Arm, Herr Vicomte, bis mein Vater sich hat ankleiden lassen."

Obgleich der Marquis eine Geberde der Ungeduld machte, daß noch keine seiner vielen Fragen beantwortet worden war, sah er doch ein, daß er die übrigen Herren, die seine Tochter nicht kannte, selbst empfangen müsse. „Schicke mir Paulet," sagte er zu ihr, „denn ich brenne vor Begierde, die übrigen Freunde alle zu sprechen. Wir wollen beim Diner zusammen bleiben. Sorge, meine Tochter, daß die Tafel aufs Beste bestellt werde, schicke nach Wildpret; es müssen auch noch einige Flaschen alten Weines im Keller liegen, eine würdigere Gelegenheit, ihn zu trinken, kann es nicht geben, und ich werde die Gesundheit des Königs und meiner braven Freunde ausbringen!"

Der gute alte Mann war außer sich; er sprach dieses Alles mit einer Stimme, die sein Entzücken verrieth.

Herr von Vendöuvre folgte Therese, die vor Schluchzen kein Wort sprechen konnte. Die übrigen Edelleute befanden

sich im großen Saale versammelt, bleich, mit Staub bedeckt, meistens mit noch ungeheilten Wunden, den Kopf mit Binden und die Arme mit Flor umwunden. Sie trugen noch die Kleider, in welchen sie gefochten hatten, grobe Bauern-Jacken nämlich oder zerrissene Uniformen, an welchen man keine Spur mehr von Tressen oder Aufschlägen entdecken konnte. Der Pfarrer, der ebenfalls gekommen war, sagte ihnen, daß Fräulein de La Charnaye, um ihren alten Vater zu schonen, es für gut gefunden habe, ihm alles Unglück, das den König und seine Anhänger getroffen habe, zu verschweigen, und bat sie, über diese unglücklichen Begebenheiten ebenfalls Stillschweigen zu beobachten. Alle waren von Staunen und Mitleiden ergriffen. „Ja, ja," sagte Herr von Grandchamp, „ich kenne den Marquis, und es war wohl am Besten, so zu handeln."

In diesem Augenblicke trat Therese mit ihrem Begleiter in den Saal. Sie übersah mit einem Blicke diese trüben Mienen, sank auf einen Sessel und rief aus: „O gewiß, meine Herren, ist mein Bruder todt?" Sie verbarg bei diesen Worten ihr Gesicht in das Sacktuch und fiel ohnmächtig zurück, so daß man ihr zu Hilfe eilen mußte.

Während dem unterrichtete man Herrn von Vendöuvre, der noch nicht alles wußte, von allem, und er begriff nun ganz den Schrecken, den sein unvermuthetes Eintreten in das Zimmer des Marquis auf seine Tochter machen mußte. — Diese kam zu sich, stand auf und sagte zu den Anwesenden: „Meine Herren, ich kenne Ihr ganzes Unglück; o haben Sie Mitleiden mit uns, und sagen Sie meinem Vater nichts davon. Ich sehe nun wohl ein, in welche Ver-

legenheiten ich mich gestürzt habe." — „Sie haben also dem Marquis den Tod seines Sohnes verschwiegen?" fragte Herr von Chateaumur. — „Wußte ich ihn denn selbst?" erwiederte Therese schluchzend; hierauf wandte sie sich an Herrn von Vendöuvre und sagte zu ihm im Tone heftiger Aufregung: „Ich habe noch mehr gethan. Sie kennen die Heftigkeit meines Vaters, und ich habe deswegen von allen den unglücklichen Ereignissen, die in letzter Zeit stattfanden, nur das Gegentheil gesagt, denn er hätte die Wahrheit nicht ertragen können. Ich befand mich allein hier bei ihm im Schlosse, ohne ihn trösten oder wenigstens, wie unsere guten Leute gethan, mit meinem Blute das Unglück von ihm abwenden zu können, das ihm so viele Leiden verursachen mußte. Was sollte ich thun? Die Briefe meines Bruders enthielten schreckliche Nachrichten, und blieben dann ganz aus. Er war todt. Wie hätte ich meinem Vater dieses Alles beibringen sollen? Er hätte so viel nicht aushalten können, und es lag in meiner Gewalt, ihm diese Leiden zu ersparen. Ich habe falsche Briefe geschrieben und ihn damit getäuscht; ich fühle, daß ich unrecht handelte, aber mein Vater schlief ruhig, und ich litt allein. Er weiß nicht, was seit dem Treffen von Chatillon vorgegangen ist; er hält unsere Armee immer noch für siegreich und den König und die Königinn für frei. O, meine Herren, ich beschwöre Sie im Namen des Himmels, verrathen Sie mich nicht!"

Sie streckte ihre Arme Herrn von Chateaumur entgegen und sah jeden der Edelleute mit flehendem Blicke an. — „Ich hielt ihn für wahnsinnig," sagte nun Herr von Ven-

döuvre, „denn er sprach von Nantes, als wären wir im Besitze der Stadt; er glaubt, wir wären Herrn der Loire, und unsere Armee ziehe nach Paris.“ — „Fräulein de La Charnaye, Sie sind ein Engel,“ sagte Herr du Retail, indem er ihr die Hand küßte.

Man erzählte ihr nun die Einzelheiten der gegenwärtigen Lage der Königlichen, welche die Täuschungen des Marquis noch kläglicher machten. „Das Land,“ sagte Herr von Chateaumur, „ist ohne Vertheidigung, dem Feinde steht der Zugang zu demselben offen, und wir müssen auf Alles gefaßt seyn.“ — „Meine Herren,“ unterbrach ihn das Fräulein, „wenn unsere Lage Ihnen Mitleiden einflößt, so geben Sie meinem Vater so viel als möglich ausweichende Antworten; er würde sterben, wenn er die nackte Wahrheit erführe.“ — „Dieses wird wohl sehr schwer seyn,“ erwiederte Herr von Vendöuvre. — „Wohin würde das führen?“ äußerte einer der Edelleute auffahrend, „er müßte früh oder spät doch einmal die Wahrheit erfahren.“ — „Wir wollten gerade den Marquis um Rath fragen, was unter den gegenwärtigen Umständen zu thun sey,“ fügte Herr von Vendöuvre bei. — Der Pfarrer unterstützte die Bitte des Fräuleins, und auch Herr von Chateaumur rieth, den Marquis in der Unwissenheit zu lassen. Therese sagte ihnen in wenigen Worten, wie sie sich zu benehmen hätten, und man kam überein, auf alle Fragen des Marquis mit möglichster Vorsicht und Zurückhaltung zu antworten, um nicht in Widerspruch zu gerathen.

Als sie noch sprachen, öffneten sich beide Flügel der Saalthüre, und der Marquis trat ein, gestützt auf einen

Diener, in seiner großen Kapitäns-Uniform, das Kreuz des Ludwig-Ordens auf der Brust, den Degen an der Seite, die weiße Kokarde auf dem Hute und seinen Stock in der Hand. Sobald er sich im Saale befand, nahm er, die Anwesenden begrüßend, den Hut ab. „Meine Herren," sprach er, „da ich die Ehre habe, sie unter so glücklichen Umständen in meinem Hause zu sehen, so wollen wir uns, so sehr es mich auch verlangt, Sie zu umarmen und mich mit Ihnen über das zu unterhalten, was uns allen so theuer ist, wenn es Ihnen gefällig ist, doch vorher in die Kapelle begeben, um da durch ein feierliches Te Deum Gott zu danken, daß er unsern Waffen einen so herrlichen Erfolg verliehen hat."

Herr von Chateaumur fiel ihm in diesem Augenblicke in die Arme, indem er ihm seinen Namen nannte, denn sie waren Regiments-Kameraden gewesen. Herr du Retail betrachtete, auf seinen Säbel gestützt, den Marquis, und eine Thräne rann in seinen grauen Bart herab. Die Edelleute wollten der frommen Feierlichkeit ausweichen und sich deßhalb entschuldigen, allein der Pfarrer lud zum Aufbruche in die Kapelle ein, und der Marquis forderte seine Tochter auf, ihm den Arm zu reichen.

Man setzte sich nun in Bewegung; der Marquis schritt mit ernster Würde zwischen seiner Tochter und Herrn von Vendöuvre voran, und hinter ihnen kamen die Officiere mit trauriger und mitleidsvoller Miene sich leise unterhaltend. Die Diener und einige Bauern machten den Schluß.

Der Priester stieg zum Altare hinan, die Bauern knieten im Hintergrunde, die Glocken ertönten, und kaum hatte

der Pfarrer das Te Deum angestimmt, als der Marquis mit lauter Stimme, welche vor Freude zitterte und alle Anwesenden aufs Innigste rührte, mit einstimmte.

Nachdem die Hymne gesungen war, sagte er zum Pfarrer: „Nun wollen wir für den König beten," und begann mit kräftiger Stimme den Gesang des Psalmisten: Domine, salvum fac regem. Alle Blicke waren auf ihn gerichtet, und der Priester, die Edelleute und die Bauern zerflossen in Thränen beim Anblicke dieser weißen Haare und dieses ehrwürdigen Gesichtes, das von einer Begeisterung widerstrahlte, die jener des königlichen Propheten selbst glich.

Nach dieser Ceremonie kehrte man wieder in den Saal zurück, um da mit eben so großer Feierlichkeit zu speisen. Dieser Saal war nach alterthümlicher Weise geschmückt, von hohen Fenstern durchschnitten und bis zur Höhe eines Mannes mit Eichenholz verkleidet. An den vom Alter geschwärzten Wänden hingen Jagdtrophäen, — die Waffen hatte man seit dem Beginnen des Krieges weggenommen, — und im Hintergrunde befand sich ein großes Crucifix von schwarzem Holze.

Therese beschäftigte sich mit der Anordnung der Mahlzeit, und diese Zerstreuung schien ihr die Kraft zu geben, die Ausbrüche ihres Schmerzens und ihrer innern Aufregung zurückzuhalten.

„Meine Herren," sagte der Marquis, als er in den Saal trat, „ich kann Sie nicht alle an mein Herz drücken, aber ich umarme die ganze königliche Armee in der Person meines alten Freundes und Vetters, des Herrn von Vendôuvre. Was jene von Ihnen betrifft, die ich zu kennen

nicht die Ehre habe, so versichere ich Sie, daß es in der ganzen katholischen Armee keinen Soldaten gibt, der nicht in dem Schlosse der de La Charnaye auf gastfreundliche Aufnahme Anspruch zu machen hätte."

Man nahm Platz. Die Edelleute, die um die Tafel saßen und mit ihrem verwirrten Aussehen und der Unordnung in ihren Kleidern und Waffen einen sonderbaren nnd befremdenden Anblick gewährten, waren in tiefem Schweigen versunken. Das Fräulein, das hier einen Muth und eine Seelenstärke an den Tag legte, welche außer den Grenzen seines Alters und Geschlechtes lagen, mußte sie zum Sprechen veranlassen und das Gespräch auf eine Art im Gange zu erhalten suchen, damit der Marquis nicht Argwohn schöpfe, daß man sich Zwang anthue. Die Herren von Vendöuvre und Chateaumur unterstützten Therese hierin aufs Beste. Auf einmal sagt der Marquis: „Sagen Sie mir endlich, meine Herren, was ist die wahre Ursache Ihrer Zurückkunft, und was bedeutet der Aufschub der Kriegsoperationen, den selbe zur Folge hat? Ich bin überzeugt, Gaston ist nicht zurückgekehrt, weil er meine Gesinnungen in dieser Beziehung kennt."

Aller Blicke waren auf das Fräulein gerichtet, das die thränenfeuchten Augen niederschlug.

„Uebrigens," fuhr der Marquis fort, „begreife ich die Sache nicht und werde noch länger in Unwissenheit seyn, wenn Sie sich nicht die Mühe geben wollen, mich mit den Kriegsoperationen der neuesten Zeit vollständig bekannt zu machen."

Die Edelleute sahen einander schweigend an, und das

Fräulein warf einen bittenden Blick auf Herrn von Vendöuvre. Dieser ergriff nun das Wort und erzählte, Therese mit Blicken fragend, im Allgemeinen aber mit Vorsicht das, was man dem Marquis, wie er aus den abgebrochenen Aeußerungen des Fräuleins schließen zu dürfen glaubte, gesagt haben mochte, wobei es aber an Widersprüchen nicht fehlen konnte, die er jedoch jedes Mal auf die vom Marquis gemachten Einwürfe schnell verbesserte. — „Sie sehen," unterbrach ihn der Marquis, „daß ich die Bewegungen des Heeres besser kenne, als die Officiere, welche sie kommandirt haben; aber ich weiß wohl," setzte er lächelnd hinzu, „daß dieß im Felde oft der Fall ist, und daß jenem, dem die Sorge für die Einzelheiten obliegt, die Uebersicht des Ganzen entgeht." — „In der That, erwiederte Herr von Vendöuvre, „Sie kennen wenigstens eben so gut als ich den allmählichen Fortschritt der Expedition. Was die höheren Pläne betrifft, so kennen wir Subalternofficiere sie nicht, da wir bei dem Kriegsrathe, der nur aus den höchsten Personen besteht, keine Stimme haben. Wir haben nur zu gehorchen." — „Daher hat man wohl auch von den Rathschlägen, die ich gegeben habe, keinen Gebrauch gemacht," sagte der Marquis. „Ich habe übrigens zuerst dazu gerathen, auf Nantes zu ziehen. Ich erinnere mich, dieß Herrn von Granzay gesagt zu haben. Nicht wahr, Herr von Granzay?"

Er erwartete Antwort, aber Niemand gab sie, denn Herr von Granzay war in dem Gefechte von Moulin-aux-Schèvres geblieben. Die Officiere sahen einander bestürzt an. — „Ist Herr von Granzay nicht hier?" fragte der

Marquis. — „Dringende Geschäfte haben ihn nach seinen Gütern gerufen," sagte endlich Herr von Vendöuvre. — „Er wird bestätigen, was ich sagte, wenn er zurückkehrt," sprach der Marquis. „Meine Absicht ging eigentlich auf Fontenay, aber damals waren wir weit entfernt, die Siege von Saumur, Torfou und Chollet vorauszusehen. Was letztern betrifft, so muß ich Ihnen, Herr von Thiors, Glück wünschen, daß Sie so sehr zu diesem Siege beigetragen haben. Ich weiß, wie Sie sich bei dieser Gelegenheit benahmen, und habe dabei den braven Kameraden wieder in Ihnen erkannt, der bei Thouars unter meinem Befehle stand."

Tiefes Stillschweigen herrschte. Herr von Thiors war in eben dieser Schlacht von Chollet, welche für die Königlichen einen so unglücklichen Ausgang hatte, getödtet worden. — „Herr von Thiors, warum antworten Sie mir nicht?" sagte der Marquis, indem er den Kopf von einer Seite zur andern wandte, als wenn er seinen Freund mit den Augen suchen wollte. — „Herr von Thiors," sagte nun Herr von Vendöuvre, „hat einen andern Auftrag zu vollziehen und ist nicht hier." — „Gott sey mit ihm," erwiederte der Marquis, „wir wollen auf seine Gesundheit trinken, meine Herren. Ich habe ihnen auch noch zu danken, daß Sie mir durch Ihren Besuch Trost in meiner Einsamkeit bringen wollten. Aber glauben Sie mir, ich habe alle Ihre Heldenthaten vernommen und bin in Gedanken immer unter Ihnen gewesen. Ich war bei meinem Sohne zu Coron, ich befand mich bei Herrn von Torcheböuf, als er mit dem Rufe: „Nieder mit den Republikanern!" die

Redoute von Mortagne erstürmte. Aber Sie sagen ja nichts, Herr von Torche-böuf; ich muß Sie für diese kühne Waffenthat umarmen.''

Damit wollte er aufstehen, aber Herr von Vendöuvre hielt ihn zurück, ohne ein Wort hervorbringen zu können. — ,,Torche-böuf ist todt!'' rief nun ein alter Officier, dem das eingetretene Stillschweigen und diese Entschuldigungen peinlich geworden waren. — ,,O, er ist todt!'' sagte der Marquis, indem er den Kopf senkte, ,,er ist todt! Ehre seinem Andenken!''

Nach einem kurzen Stillschweigen, das er dem Andenken des hingeschiedenen Tapferen widmete, fuhr er fort: ,,Meine Herren, trinken wir auf das Wohl aller Braven nun diese letzten Bouteillen des besten Weines, der mir übrig geblieben ist,'' und vor Allem — er stand auf und hob sein Glas in die Höhe — ,,auf die Gesundheit unseres jungen Königs. Der Herr, der ihn so wunderbar befreit hat, verleihe ihm Sieg auf Sieg und führe ihn an seiner allmächtigen Hand auf den Thron seiner Vorfahren! Der König ist todt, es lebe der König!''

Die Begeisterung des blinden Helden ergriff die Officiere, sie stießen die Gläser aneinander und riefen: ,,Es lebe der König!'' Der Marquis fuhr fort: ,,Möchte seine erhabene Mutter, von treuen Franzosen umgeben, die erduldeten Leiden vergessen!'' ,,Es lebe die Königinn!'' riefen die Officiere. ,,Und nun,'' fuhr der Marquis fort, ,,wollen wir auch auf das Wohl unserer tapfern Anführer trinken, die ich so gerne in meine Arme schließen möchte, auf das Wohl der Generäle Lescure, Bonchamps und Chatelineau!''

Doch die Genannten waren alle todt, und die Officiere stießen stillschweigend an.

„Und auch Chateaumur, Thianges, Rivarennes und Montglas sollen leben!"

Rivarennes und Montglas waren mit ihren Truppen in einer Verschanzung bei Nantes umgekommen.

„Und auch mein braver Crugy soll leben!"

Crugy war von den Blauen gefangen genommen und erschossen worden.

„Ihr Alle endlich, die ihr meinem Könige irgend einen Dienst geleistet habt!" fuhr der Marquis fort. „Doch gestatten Sie dem Vater, meine Herren, daß er sich dabei, nachdem die würdigsten Namen genannt worden sind, seines geliebten Sohnes erinnere, der seinen Ruhm ausmacht."— Dabei rief er mit lauter, stolzer Stimme: „Auch Gaston de La Charnaye lebe!"

Das Fräulein de La Charnaye, welche während dieser erregten Scene sich in fortwährender Spannung befunden hatte, indem sie jeden Augenblick fürchten mußte, einer der Officiere werde alles verrathen, sah bei diesem Toaste ihren Vater erblassend an; sie konnte die Thränen nicht zurückhalten, und keiner unter den Anwesenden vermochte es.

Obwohl die Edelleute sich alle Mühe gaben, das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken, so gelang es ihnen doch nicht, denn der Marquis führte es immer wieder auf den Krieg zurück. Herr von Vendöuvre sah ein, daß die Verlängerung dieser Scene für Fräulein de La Charnaye, dessen Muth und Standhaftigkeit bei so vielen schmerzlichen Eindrücken er bewundern mußte, äußerst pein-

lich seyn müsse; er benahm sich darüber mit den übrigen Officieren, und man beschloß, sich so bald als möglich aus dem Schlosse zu entfernen, und diese Entfernung mit Privatgeschäften zu entschuldigen.

In diesem Augenblicke kam ein Diener und sprach leise mit Fräulein de La Charnaye, und dieses unterrichtete hierauf Herrn von Vendöuvre eben so leise, daß ein Mann von der Armee angekommen sey und die Herren zu sprechen wünsche. Dieser Mann, der zu ihren Leuten gehörte und in der Gegend von St. Florent für todt zurückgelassen worden war, hatte sich später wieder erholt und den Rückweg angetreten. Auf diesem stieß er auf einen Edelmann aus der Nähe, Herrn von Vieuville, der ihm auftrug, in den Schlössern, und besonders in Vauvert, wo er viele Officiere antreffen werde, die neuesten Nachrichten vom Gange des Krieges zu verbreiten. Diese Nachrichten waren schrecklicher Art. Der Uebergang über die Loire war am 16. November geschehen, und die Blauen waren nun im Begriffe, die ganze ohne alle Vertheidigung gelassene Vendée zu überschwemmen. Mehrere Heer-Abtheilungen der Republikaner, jeder gegen zwölfhundert Mann stark, drangen von verschiedenen Seiten her plündernd, brennend und mordend in das unglückliche Land ein. Der Bote erzählte hievon schreckliche Einzelheiten: „Die Soldaten brannten die Wälder ab, plünderten die Meierhöfe und erwürgten Weiber und Kinder. Im dichtesten Gebüsche versteckt war er Zeuge schrecklicher Scenen gewesen, und hatte öfter Soldaten gesehen, die, nach dem sie ein Dorf in Asche gelegt hatten, mit Stücken menschlicher Leichen auf den Bajonetten ihrer

Gewehre umherzogen. Herr von Vieuville sagte ihm ausdrücklich, eine dieser Abtheilungen ziehe in der Richtung von Vauvert hin, und sey höchstens noch drei Tagemärsche von dem Schlosse entfernt. Schon liefen diese Nachrichten von Dorf zu Dorf und verbreiteten überall Schrecken und Entsetzen.

Herr von Vendöuvre versammelte nach und nach seine Kameraden um sich, und sie beschloßen, nachdem sich der erste Schrecken gelegt hatte, einstimmig, noch einen letzten Versuch zu machen, sich den Blauen entgegen zu werfen und das Schloß zu retten oder zu sterben. Sie sandten sogleich Leute in die Umgegend aus, welche alle Männer, die nur irgend noch streitfähig waren, zusammenrufen mußten. Man sagte dem Marquis, ein so eben erhaltener Befehl rufe plötzlich die Divisionen zurück, was auch sehr glaubwürdig war. Abends ertönte die Sturmglocke in den Kirchspielen umher, Emissäre eilten von Meierhof zu Meierhof, um da alle Streitkräfte aufzubieten, und alles, was in den Meierhöfen zurückgeblieben war, Pächter, Knechte, selbst Greise, sollte sich in Croix-Bataille, eine halbe Meile von Vauvert, versammeln. Die Bauern, welche die Schrecken dieses Krieges bereits kennen gelernt hatten, schwuren, sich dem Vordringen der Blauen zu widersetzen, und sollten sie dabei in Stücken gehauen werden. Achtzigjährige Greise, Weiber, Kinder, ihre Thränen erstickend, begleiteten sie an den Versammlungsort.

Die Edelleute hatten die größte Mühe, ihre Pferde, die sie nicht mehr von der Stelle bringen konnten, in Vauvert gegen bessere auszutauschen. Einige zogen zu Fuße mit den Bauern fort. Niemand hatte den Muth, der

Tochter des Marquis die schreckliche Lage, in welcher sich das Land befand, ganz zu entdecken; Herr von Vendöuvre umarmte sie weinend in einer Ecke des Zimmers und sagte ihr nur, man müsse sich in Allem auf die Vorsehung Gottes verlassen; dieser werde wenigstens nicht vergessen, daß sie in seinem Dienste gestorben wären. Der Marquis, welcher glaubte, es handle sich um die Verfolgung eines Sieges, umarmte die Officiere mit einem Entzücken, das ihre Niedergeschlagenheit nur vermehrte. Er verlangte, daß man ein Fenster öffne, welches in den Hof ging, um gleichsam Zeuge ihres Abzuges seyn zu können. Als sie abreisten, erblickten sie das weiße Haupt des Marquis am Fenster, der ihnen mit der Hand Lebewohl zuwinkte und ihnen zurief, bald wieder zu kommen. Herr von Vendöuvre antwortete, sie würden es nicht unterlassen, während sein Diener weinend den Gurt seines Pferdes fester schnallte. Der Marquis rief noch ein Mal: „Es lebe der König!" die Edelleute wiederholten den Ruf und sprengten im Galopp zum Thore hinaus.

Therese wußte genug, um auf das Schlimmste gefaßt zu seyn. Sie traf ihre Vorsichtsmaßregeln, ließ alle Bilder und Wappen von den Wänden der Zimmer abnehmen und trug dem Gärtner Paulet auf, ihnen in einer kleinen Hütte, die sich am Ende des Parkes befand, für den Nothfall eine Zufluchtsstätte einzurichten. Sie verschaffte sich auch den vollständigen Anzug eines Bauers, den sie aufbewahrte, um ihn bei Gelegenheit an die Stelle der Kleider ihres Vaters zu setzen, die zwar sehr einfach waren, aber dennoch Verdacht erregen konnten.

Am Tage darauf war der Marquis voll freudiger Hoffnung und in bester Laune. Die Abreise der Edelleute hatte ihm den Kopf warm gemacht, und er sprach nur immer davon, sich der Umgebung der Königinn anzuschließen. Seit lange zum ersten Male wieder verlangte er, in den Garten geführt zu werden. — „Gaston hat noch nicht geschrieben?“ fragte er seine Tochter. — „Sie haben ja gehört, mein Vater, was Herr von Chateaumür gesagt hat. Die Heerabtheilung, bei welcher er sich befindet, ist von der dieser Herren getrennt, und er hat sie daher vor ihrer Abreise nicht gesehen. Neuere Nachrichten können wir noch nicht haben, und ohne Zweifel wird nun bald ein Brief von ihm eintreffen.“ — „Woher kommt es doch,“ sagte der Marquis, als er zufällig die Hand an die linke Seite der Brust brachte, „daß mein Kreuz nicht am Kleide befestigt ist?“ — Seine Tochter hatte es am Morgen entfernt. — „Ich habe es weggenommen,“ sagte sie zitternd, „Herr von Vendöuvre wunderte sich, als er es gestern an Ihnen bemerkte. Man sey, sagte er mir, bei der Armee übereingekommen, alle Merkmale von Auszeichnung abzulegen, da sie den Bauern mißfallen könnten.“ — „Dieß ist eine sehr schlechte Maßregel,“ entgegnete der Marquis, „welche diese Herren ergriffen haben. Ich habe mir dieses Ehrenzeichen erworben und bin daher berechtigt, es zu tragen. Ich habe übrigens noch niemals gehört, daß es bei meinen Unterthanen Anstoß erregt hat.“

Der Spaziergang endete fröhlich, und der Marquis pfiff auf dem Rückwege den Marsch der französischen Garde, was er seit mehr als einem Jahre nicht mehr gethan hatte.

Ein neuer Gedanke ihres Vaters setzte nun Therese in Verlegenheit. Er wollte nämlich der Königinn die Versicherung seiner Ergebenheit persönlich darbringen und den Triumphen der französischen Armee an Ort und Stelle beiwohnen. Er ließ keine der Einwürfe gelten, welche Therese gegen die Ausführung dieses Planes vorbrachte, und diese mußte, um Zeit zu gewinnen und ihrem Vater andere Gedanken beizubringen, sich entschließen, neue Briefe zu verfassen. Die Rolle, die sie einmal übernommen hatte, wurde ihr jedoch unter den herrschenden Umständen sehr schwer; sie war ihr höchst peinlich, und die Feder entfiel oft ihrer Hand, so daß sie oft versucht war, ihrem Vater zn Füßen zu sinken und ihm alles zu gestehen.

Die Edelleute hatten bei ihrer Abreise versprochen, Tag für Tag durch eigene Boten Nachrichten zu senden; die Zurückgebliebenen erwarteten sie mit Zagen und Bangen. Man hatte nach dem Marsche des Feindes den Tag und die Stunde berechnet, wo er erscheinen mußte, wenn er nicht aufgehalten werden sollte, und man glaubte von Minute zu Minute das Flintenfeuer und das Mordgeschrei der Blauen zu hören, mit dem sie sich auf die Meierhöfe stürzten. Vier Tage vergingen in dieser Angst, denn man wußte, daß die Männer, die zuletzt fortgezogen, weder weitzukommen, noch die königliche Armee zu erreichen im Stande gewesen waren. Am fünften Tage war man noch in Ungewißheit, und man zerbrach sich den Kopf, was man darüber denken sollte. Schon gab man der Hoffnung wieder Raum, und die Weiber, die sich in die Wälder geflüchtet hatten, begannen wieder Vertrauen zu gewinnen.

Die Leute von Vauvert, vom Herrn von Thianges angeführt, waren inzwischen nach einem Marsche von zwei Tagen auf eine feindliche Abtheilung gestoßen, die nicht besonders stark war. Die Bauern griffen sie mit solcher Wuth an, daß sie nicht widerstehen konnte und bis auf einige Flüchtlinge vernichtet wurde. Die Abtheilung war aber nur der Vortrab eines weit stärkern Heerhaufens gewesen, und dieser folgte ihr, durch die Flüchtlinge von dem stattgehabten Treffen in Kenntniß gesetzt, auf dem Fuße. Die Vendéer ahnten dieß nicht und schlugen, von dem langen Marsche und der Anstrengung des Kampfes ermüdet, auf dem Schlachtfelde ihr Lager auf. Bald traf der Heerhaufen der Republikaner ein; die Bauern, etwa noch hundert Mann stark, zogen sich in das Gebüsch zurück und hielten acht Stunden lang den Angriff von eilfhundert Mann aus. Bald gebrach es ihnen an Munition und sie luden ihre Gewehre mit alten Knöpfen und Goldstücken, welche die Officiere bei sich hatten. Die Blauen, durch den hartnäckigen Widerstand wüthend gemacht, drangen in das Gebüsch ein, man schlug sich Mann gegen Mann, und von den Bauern wurde einer nach dem andern niedergemacht. Als die Herrn von Chateaumür und Vendöuvre alles verloren sahen, stürzten sie sich zu Pferd in die Reihen der Republikaner und fielen von hundert Bajonettstichen durchbohrt. Herr von Thianges wurde gefangen und erlitt das nämliche Schicksal. Einige Männer entkamen, indem sie von Graben zu Graben sprangen und ihre letzten Kugeln verschoßen.

Einer derselben, Peter Gourlay mit Namen, kam gegen

Mitternacht erschöpft, mit Wunden bedeckt, zu Bauvert an, hatte nur Zeit, den ganzen Vorgang zu erzählen, und fiel dann halb todt nieder. Die Schreckensbotschaft läuft von Haus zu Haus, die Weiber verlassen ihre Schlafstätten, man pocht von Thüre zu Thüre, und bald ist der ganze Kirchsprengel auf der Flucht begriffen. Paulet begibt sich aufs Schloß, weckt die Kammerfrau, und sagt ihr, daß er mit dem Fräulein sprechen müsse, indem das Leben der Herrschaft auf dem Spiele stände.

Das Fräulein hatte sich für einen solchen Fall ein Zimmer gewählt, das vor dem Schlafzimmer ihres Vaters lag. Seit längerer Zeit schlief sie nur mehr einen durch beängstigende Träume oft unterbrochenen, höchst unruhigen Schlaf. Der Ton der Glocke, das Bellen eines Hundes, das Brüllen des Viehes in den Ställen machte sie plötzlich auffahren, und keine Nacht verging, ohne daß sie von dem plötzlichen Einbruche der Republikaner geträumt hätte. Oft trieben sie diese nächtlichen Beängstigungen aus dem Bette, sie eilte in das Zimmer ihres Kammermädchens, warf sich ihr um den Hals und setzte das arme Mädchen in den größten Schrecken.

In dieser Nacht wurde sie von schrecklichen Träumen gequält. Plötzlich wacht sie durch das Geräusch einer Thüre halb auf, sie richtet sich auf, hört sprechen, sie sieht ein Licht schimmern, und ein Mensch stürzt in das Zimmer. — „Ich bin es,“ ruft Colombe, ihr Mädchen. Das Fräulein kann vor Schrecken nicht fragen, was es gebe, und bemerkt endlich den Gärtner Paulet an der Thüre stehen. — „Wir sind verloren,“ ruft dieser, „unsere Leute sind alle

getödtet, die Blauen ziehen heran.“ — „Sprich leiser,“ unterbrach ihn Colombe, indem sie nach der Thüre zeigte, die in das Schlafzimmer des Marquis führte. Das Fräulein, vor Schrecken außer sich, verstand kaum, was man ihr sagen wollte. — „Herr von Vendöubre ist todt,“ fuhr Paulet fort, „Herr von Thiange ist todt, die Blauen kommen, um uns alle zu tödten; Peter hat sie gesehen. Sie müssen sich zu retten suchen, Fräulein, sich und den Herrn Marquis. Kein Mensch ist mehr in Vauvert. Die Blauen waren gestern in Clisson; sie haben La Frette abgebrannt und können in zwei Stunden hier seyn.“ — Der arme Mensch war ganz verwirrt und sprach alles durcheinander. Therese antwortete nicht. Colombe und Paulet drangen in sie, einen Entschluß zu fassen, und sie rief endlich aus: „Was soll ich thun? O mein Gott! was soll ich thun?“ — „Sie müssen mit uns kommen, wir wissen einen sichern Versteck, und im Nothfalle werden wir uns für Sie tödten lassen.“ — „Nein, nein, es ist unmöglich,“ sagte das Fräulein, „ich bitte dich, Paulet, verlasse mich nicht“ — — „Wohl, kleiden Sie sich an und folgen Sie uns.“

Sie stand auf und ging unentschlossen im Zimmer auf und ab. Paulet war wieder in Eile hinuntergegangen. — „Laß mich, laß mich!“ sagte sie zu Colombe, die ihr beim Ankleiden helfen wollte. — „Mein Gott, ich will lieber sterben, als dieses Haus verlassen. Gib mir Kraft, o Gott! — Erwarte mich in deinem Zimmer, Colombe.“ — Das Kammermädchen verließ sie, und sie sank rathlos wieder auf ihr Bett nieder. Sie fühlte, daß es unmöglich sey, ihren

Vater länger zu täuschen, und entschloß sich, ihm alles zu entdecken; aber der Gedanke an die Scene, die dann folgen mußte, erfüllte sie mit der schrecklichsten Angst. Dieß war der Blitzstrahl, der ihren Vater plötzlich niederschmettern konnte; er konnte ihr seinen Fluch geben, oder den Verstand verlieren, oder sich den Blauen überliefern. Sie erhob sich wieder, vor Fieberkälte zitternd, und sagte mit kurzer, halb erloschener Stimme: „Ja, ich werde ihm alles entdecken."

Entschlossen ging sie bis zur Thüre des Schlafzimmers ihres Vaters, aber der Gedanke, daß dieser ruhig schlafe, und sie ihm eine so schreckliche Nachricht in einem solchen Augenblicke beibringen müsse, so wie die Ungewißheit, wie sie beginnen sollte, machte sie wieder wankend, und ohnmächtig sank sie wieder auf ihr Bette nieder. Colombe kehrte zurück und fand sie in diesem Zustande. Sie brachte sie wieder zu sich, beschwor sie, Muth zu fassen, und sagte ihr, alles sey bereit und keine Minute mehr zu verlieren. Das Fräulein richtete sich von einer plötzlichen Eingebung ermuthigt auf. — „Wo führt uns Paulet hin?" — „In die Jagdhütte im Park!" — „Allein?" — „Er hat alles vorbereitet, damit der Weg dahin sicher sey." — „Nun, wohlan, versuchen wir es! Gott sey uns gnädig!"

Sie nahm nun aus einem Schranke ein Paket Kleidungsstücke und befahl dem Mädchen, sie an die Stelle der Kleider zu legen, die ihr Vater am Abende vorher ausgezogen hatte. Hierauf kniete sie auf ihren Betstuhl nieder und blieb da einige Minuten betend liegen, dann ordnete sie verschiedenes, suchte Papiere aus, schloß Koffer und trat in das Zimmer ihres Vaters.

Der Tag brach noch nicht an; der Marquis lag im tiefen Schlafe, und sie weckte ihn mit sanfter aber fester Stimme. — „Mein Vater,“ rief sie ihm zu, „wir müssen abreisen; Herr von St. Flaive, welcher jetzt erst den übrigen Herren folgt, schickte eigens, um Sie fragen zu lassen, ob Sie noch den Wunsch hätten, sich zur Armee zu begeben.“ — „Gewiß wünsche ich dieß,“ sagte der Marquis halb wachend. — „Wir müssen uns also auf den Weg machen; er erwartet uns diesen Abend, und wir haben einen Weg von acht Meilen zurückzulegen. Ferner ließ er wissen, daß Herr de La Frette todt sey.“ — „Ist er getödtet worden?“ — „Ja, mein Vater.“ — Der Marquis richtete sich auf und faltete die Hände: „Abermals einer! O mein Gott, nimm ihn auf in deine Herrlichkeit!“

Die Zeit drängte, und Therese fühlte jetzt den ganzen Werth derselben. Das geringste Geräusch von Außen machte sie zittern. — „Ich glaube, der Tag ist bereits angebrochen.“ — „Ja, es ist bereits heller Tag.“ — Das Fräulein hatte alles vorgesehen, alles vorbereitet; sie zeigte plötzlich eine Ruhe, eine Seelenstärke, eine Geistesgegenwart und eine Behändigkeit, die Bewunderung verdienten. Sie fand, wenn es nöthig war, auf der Stelle einen Vorwand, eine Ausrede; ja, um ihren Vater zu bewegen, andere Kleider anzuziehen, machte sie ihm bemerkbar, wegen dem großen Verluste, den die Armee erlitten habe, sey es schicklich, dort in Trauerkleidern zu erscheinen, sie habe sich aber deren keine andere, als die eines Pächters verschaffen können. Sie sagte ihm ferner, man müsse den Weg zu Fuß machen, da man alle Pferde, die im Hause gewesen, den Officieren

gegeben habe, und wenn Herr von St. Flaive bereits abgereist sey, würde man sich ohne seine Begleitung zur Armee begeben müssen. Sie selbst hoffte, sich irgend einer Abtheilung von Vendéern anschließen zu können, bei der sie jedenfalls sicherer wären, als in einem verlassenen, dem Feinde preisgegebenen Lande. Sie sagte ihrem Vater noch manches Andere, was ihm über den Zustand des Landes wenigstens minder günstige Meinungen beibringen konnte, so z. B. daß es gut sey, möglichste Vorsicht anzuwenden, daß die Blauen Spione hätten, und vielleicht versprengte Haufen derselben im Lande umherziehen könnten ꝛc. ꝛc. — „O!“ erwiederte der Marquis hierauf, „sey ohne Furcht, mein Kind! sie werden nicht wagen, sich uns zu nähern.“ Sie sagte ihm auch, daß sie auf dem Wege wahrscheinlich manche Entbehrungen zu leiden haben und in den Hütten der Landleute einkehren müssen würden. — „Das bedauere ich deinetwegen, meine Tochter, erwiederte der Marquis, denn was mich betrifft, so kann ich nöthigen Falles die Nacht auch auf freiem Felde zubringen. Alter und Krankheit haben mich zwar etwas geschwächt, aber noch fühle ich Kraft genug in mir, die Beschwerden dieser Reise zu ertragen.“

Therese wagte nicht, ihren Vater zur Eile anzutreiben, obwohl sie von Minute zu Minute das Geschrei der anrückenden Blauen zu vernehmen glaubte. Sie ging ans Fenster und horchte aufmerksam in die stille Nacht hinaus. Endlich bat sie ihren Vater, sich anzukleiden, und er begann sogleich damit; denn seine Wünsche, bald abzureisen, stimmten ganz mit den ihrigen überein und machten ihr die Täuschung leicht.

Therese begab sich indessen in ein anderes Zimmer und trat auf den Balkon; sie starrte in die Ferne und wollte mit ihren Augen die Dunkelheit durchdringen, die noch alle Gegenstände um sie verhüllte. Paulet kam alle Augenblicke herauf, um sie zur Eile zu mahnen, indem sich kein Mensch mehr in ganz Vauvert befinde; aber sie konnte sich nicht entschließen, ihrem Vater zu sagen, er möge mit dem Ankleiden eilen. Eine tödtliche halbe Stunde ging vorüber. — „Wir werden hier sterben,“ sagte das Fräulein, „wenn es Gottes Wille ist.“ — Sie hatte allen Personen, die im Schlosse waren, befohlen, sich zu retten. Diese braven Leute gehorchten nur, nachdem sie hörten, daß sie ihrer Herrschaft nicht folgen dürften. In diesem Augenblicke trat Colombe ein, die Augen voll Thränen, um von ihrer Gebieterinn Abschied zu nehmen. — „Du gehst also nicht mit uns?“ fragte das Fräulein, indem Schluchzen ihre Stimme erstickte. — „Wo soll ich hingehen?“ erwiederte das Mädchen; „Gratian ist todt, ich habe Niemand mehr auf der Welt, dem ich angehöre, als Sie. Ich habe in Ihrem Dienste nur noch eine Pflicht zu erfüllen, nämlich Ihr Haus zu bewachen. Wenn sie mich armes Mädchen hier allein finden — — sie werden nicht wagen, mir etwas zuzufügen — — ich werde Sorge für Ihr Eigenthum tragen — —.“ Sie konnte vor Schluchzen kein Wort mehr sprechen, und die beiden Mädchen fielen einander weinend in die Arme. Paulet mußte sie zuletzt trennen; er nahm Colombe um die Mitte des Leibes und trug sie fort. Sie ließ sich durchaus nicht dazu bereden, das Schloß zu verlassen.

Nun hörte man die Stimme des Marquis, der sich

beklagte, daß der Stoff seiner Kleider so grob wäre. Er war vollständig in einen Bauer verkleidet. Seine Tochter sagte ihm, es seyen die Kleider Hubert's, der im vorigen Jahre seine Mutter verloren, und sie sey froh gewesen, sich diese verschaffen zu können. Sie nahm noch einige Kostbarkeiten und 25 Goldstücke, das einzige Geld, das sich im Schlosse befand, zu sich, und nun wurde die Reise angetreten. Die Leute von Vauvert hatten sich erboten, den Marquis und seine Tochter auf dem Wege in ihre Mitte zu nehmen, aber letztere lehnte es ab, da die geringste unvorsichtige Aeußerung den Verdacht des Marquis hätte erregen können, und übrigens konnten sie ihnen ja auch nicht mehr Schutz gewähren, als die von dem Gärtner getroffenen Maßregeln boten.

Man stieg in den Garten hinab und schlug von da den Weg in den Park ein. Paulet begleitete sie eine Viertelmeile weit und verließ sie dann auf Bitten des Fräuleins, um zu seiner Frau und seinen Kindern zu gehen, die mit den übrigen Weibern das Dorf verlassen hatten. Sie kenne, fügte Therese bei, um ihn dazu zu bewegen, den Weg zur Waldhütte so genau, daß sie seiner nicht mehr bedürfe. Nach einigem Zögern entfernte sich der Gärtner.

Der Weg, den sie verfolgten, führte über unebenes Land, das mit Wald und Gebüsch bedeckt, von vielen sumpfigen Stellen durchschnitten, und für Leute, die ihn nicht genau kannten, durchaus ungangbar war. Das Fräulein hatte ihn jedoch mit ihrem Bruder sehr oft zu Pferd und zu Fuß gemacht. Die Jahreszeit, worin man sich befand, vermehrte jedoch die Schwierigkeiten dieses Weges sehr.

Die vom Winde abgebrochenen Aeste und die dürren Blätter verbargen jede Spur vom Pfade, das Regenwasser bildete große und tiefe, mit einer leichten Eisdecke überzogene Pfützen, und an manchen Orten hatte es die Erde weggeschwemmt und tiefe Löcher in den Boden gehöhlt, so daß der Fuß oft keine Stelle fand, wo er sicher auftreten konnte; oft strömten ihnen da, wo sonst trockenes Land war, ganze Bäche entgegen, die sie zwangen, einen andern Pfad zu suchen oder weite Umwege zu machen. Zu dem Ungemache des Weges gesellte sich noch das des Wetters. Der Himmel war mit Wolken bedeckt, die Luft mit Nebel gefüllt, ein feuchter kalter Wind wehte, und ein feiner Regen durchnäßte die Wanderer. Auf allen Seiten sah man Flüchtlinge, ängstlich nach allen Seiten umherblickend, hinziehen, Weiber, die ihre kleinen Kinder auf dem Rücken trugen, Greise mit der Flinte auf dem Rücken, die sich kaum an ihrem Stabe fortschleppen konnten. Ein Haufen setzte den andern in Schrecken, und wer nur ein Blatt rauschen hörte, glaubte die Blauen nahe. Oft befanden sich der Marquis und seine Tochter, wenn sie um eine Waldspitze oder durch ein Gebüsch kamen, mitten unter Flüchtlingen, die auf das Geräusch, das sie machten, anhielten. Das Fräulein erschrack jedes Mal, so oft dieses geschah, denn der Marquis fragte immer, was das für Leute wären. Wenn sie ihm sie nannte, so erwiederte er: „Ach! ihr seyd es? Also ist wohl heute Viehmarkt, und ihr wollt dahin gehen!" — Das Fräulein sah die Leute bittend an, indem sie den Finger auf den Mund legte, und diese sagten dann erstaunt: „Ja, Herr Marquis!" Und alle legten ihre Ver-

ehrung an den Tag und sahen ihnen mitleidig nach. — Ein anderes Mal war es ein Mann, der bei ihrer Annäherung durch das Gebüsche drang und dabei die Zweige knickte. — „Was ist das für ein Geräusch?“ fragte der Marquis. — „Es ist ein scheuer Damhirsch, der sein Lager sucht,“ antwortete das Fräulein. Und dann mengte sie in ihr Gespräch gewisse Bemerkungen und Muthmaßungen ein, die ihren Vater darauf vorbereiten sollten, daß sie heute weder Herrn von St. Flaive finden, noch sein Haus erreichen würden. Oft entgingen sie dem Tode nur wie durch ein Wunder, denn oft geschah es, daß ihnen aus einem Busche die Mündung einer Flinte drohend entgegenblickte, die ihnen irgend ein Bauer, der auf die Blauen Jagd machte', entgegen hielt. Das Fräulein machte ein Zeichen, der Mann ließ seine Waffe sinken und zog den Hut.

Einmal blieb der Marquis stehen und horchte in den Wald hinein, wo sich eben kaum ein Blatt bewegte. — „Was ist das, meine Tochter? Hörst du nicht den Ton einer Trommel?“ — Sie blieb stehen. — „Ich höre nichts, mein Vater.“ — „So horche nur, es ist gewiß eine Trommel.“ — „Ich höre es jetzt; doch Sie wissen ja, daß die Mühle von Catheleine in dieser Gegend liegt.“ — „Das ist möglich; ich habe immer den Ton der Trommel im Ohre.“

Sie setzten ihren Weg fort. Bald darauf hörte man etwas, das wie fernes Musketenfeuer tönte. — „Ich schwöre dir, mein Kind, das ist Musketenfeuer.“ — „Wie könnte dieß seyn?“ sagte das Fräulein erschrocken. „Laß mich nur machen!“ Mit diesen Worten kniete der Marquis nieder und legte das Ohr an den Boden. — „Das ist Gewehr=

feuer, und zwar gut unterhaltenes; jetzt hört es auf — jetzt beginnt es wieder.“ — „Vielleicht ist eine Hochzeit in der Nähe, oder die jungen Leute üben sich im Schießen,“ sagte das Fräulein. — „So wird es seyn,“ erwiederte der Marquis, „ich habe schon seit lange dazu gerathen.“ Damit setzte er den Weg fort. Das Fräulein verdoppelte zitternd seine Schritte. — „Du lassest mich sehr schnell gehen,“ sagte der Marquis lächelnd. Therese ergriff diese Gelegenheit, ihrem Vater zu sagen, daß sie heute unmöglich das Ziel der Reise erreichen könnten, indem die Wege so schlecht wären, daß sie kaum zu dem Orte gelangen würden, wo Paulet sie erwarten müsse.

Dieser traurige Tag währte sehr lange. Paulet kam ihnen endlich von der Waldhütte her entgegen, wo er alles zum Empfange des Marquis vorbereitet hatte. Sein erstes Wort war, wie er sich mit dem Fräulein verabredet hatte, daß sie hier die Nacht zubringen müßten, und daß Herr von St. Flaive bereits abgereist sey. Der Marquis, ermüdet und ziemlich übler Laune, forderte sogleich Feuer, um seine Füße zu trocknen; aber Paulet, der den Krieg kannte, sagte dem Fräulein heimlich, daß der aufsteigende Rauch ihren Schlupfwinkel verrathen und die feindlichen Patrouillen herbeilocken würde. Gegen den Marquis entschuldigte er sich, daß er nichts habe, was er zum Feuermachen bedürfe. Er berieth sich dann wieder mit dem Fräulein im Stillen, während dem der Marquis sich zum Schlafen einrichtete. Therese, durch die Beschwerden dieses Tages körperlich und durch Furcht und Schrecken geistig niedergedrückt, heftig zu weinen an. Paulet hatte das tiefste Mit-

leiden mit ihrer Lage, und sagte ihr, daß man in geringer Entfernung von der Waldhütte eine Zufluchtsstätte eingerichtet habe, wohin er sie am andern Morgen mit aller Vorsicht führen wolle. Die ganze Gegend, fügte er bei, wird im eigentlichen Sinne von den Blauen durchwühlt, sie steht in Feuer und Flammen, und gewiß sind diese Mörder schon in Bauvert. Jedenfalls ist es besser, Sie begeben sich mit dem Herrn Marquis dahin, wo die Leute vom Dorfe sich versteckt haben. Ich werde Sie morgen beim Anbruche des Tages dahin führen.

Am andern Morgen sagte Therese ihrem Vater, sie müßten sich auf den Weg machen, um zur Armee zu gelangen, wobei sie die Hoffnung aussprach, daß man später wohl ein Pferd oder einen mit Ochsen bespannten Wagen finden werde. — „Hoffentlich," erwiederte der Marquis, „wird dieß der Fall seyn." — Sie brachen auf. Paulet machte mit dem Beile in der Hand den Weg frei, indem er die Zweige abhieb, die sie am Fortkommen hinderten.

Die Nacht war bereits wieder eingebrochen, als sie bei der Zufluchtsstätte ankamen. Paulet ging voran, um die Bauern auf die Ankunft des Marquis und seiner Tochter vorzubereiten, und kehrte dann mit einer Kienfackel in der Hand zurück. Diese Zufluchtsstätte bestand aus Hütten, die im tiefsten Dickicht des Waldes aus geflochtenen Baumzweigen oder an einander gelehnten, mit Leinwand überzogenen Karren gebildet waren. Die Einwohnerschaft ganzer Dörfer rettete sich auf diese Art in diesem schrecklichen Krieg. Man hat solche Zufluchtsorte gefunden, die wahre Städte geworden

waren, in welchen es größere Plätze und zwischen den Bäumen durchgehauene Straßen gab.

Man überließ dem Marquis eine etwas abgelegene Hütte, und Paulet versprach dem Fräulein, ehe er sich entfernte, daß er vor Anbruch des nächsten Tages wieder kommen werde, um ihnen mitzutheilen, was es Neues gebe, und ihnen zu sagen, ob er etwa einen sicherern Zufluchtsort oder ein Mittel gefunden habe, Bressuire zu erreichen. Therese konnte keinen Augenblick Ruhe finden. Gegen Mitternacht hörte sie Lärmen. Verwegene Bauern hatten sich bis zu den Vorposten der Blauen geschlichen, und brachten von dort die Schreckensbotschaft mit, daß die Blauen, durch einen Verräther geführt, sich anschickten, gegen die Zufluchtsstätte vorzurücken. Man hielt Rath und beschloß, daß man sich in der Umgegend zerstreuen sollte; im Falle es nur ein blinder Lärmen wäre, könne man ja immer wieder dahin zurückkehren. Zwei Stunden nachher eilte ein Bauer, der als Schildwache aufgestellt worden war, im vollen Laufe herbei und zeigte an, daß es die höchste Zeit zur Flucht sey, indem eine starke Abtheilung der Blauen in der Richtung des Waldes anrücke. Diese Nachricht brachte Schrecken und Verwirrung unter die unglücklichen Flüchtlinge. Schon hatten die meisten die Flucht ergriffen, und Therese wußte in dieser Verwirrung nicht, was sie beginnen sollte; Paulet hatte ihr ausdrücklich gesagt, sie möge ihn erwarten, und Paulet kam nicht. Sie wußte nicht, an wen sie sich um Unterstützung wenden sollte, da jeder dieser Unglücklichen für sich selbst genug zu sorgen hatte, aller Unterschied des Ranges, Alters und Geschlechtes aufgehört hatte, und es

die höchste Selbstaufoferung erfordert hätte, einem armen blinden Manne, wie der Marquis war, Hilfe und Unterstützung zu erweisen. Glücklicherweise lag dieser, von der Anstrengung des Tages ermüdet, im tiefsten Schlafe. Die meisten Familien waren bereits geflohen, sie hatte Niemanden, der ihr hätte rathen und helfen können, ja sie kannte nicht einmal den Weg, den sie einschlagen mußte, um nicht geradezu den Blauen in die Hände zu laufen. In dieser entsetzlichen Lage entschloß sie sich, zu bleiben und hier den Tod zu erwarten. Sie kauerte sich, halb vom Wahnsinne befallen, in der Nähe des Ortes, wo ihr Vater schlief, an dem Fuße eines Baumes nieder, als ein bewaffneter Bauer, der durch das Gebüsche ihr weißes Kleid hatte schimmern gesehen, sich ihr näherte und sie fragte, was sie hier mache? — „Ich warte auf Paulet von Vauvert.“ — Der Bauer sagte ihr, Paulet sey ergriffen und wahrscheinlich schon erschossen worden. — „Nun so soll man auch mich tödten, mich und meinen Vater,“ war die verzweiflungsvolle Antwort des Fräuleins.

Der Tag brach an; man hörte Flintenschüsse in der Nähe, da kam Jemand und sagte, daß die Blauen an mehreren Stellen des Waldes Feuer gelegt hätten. Die Verwirrung wuchs, und alles, was noch nicht geflohen war, eilte schleunigst fort; die rüstigen Männer nahmen die Greise auf die Schultern, und beinahe Niemand blieb zurück. Das Fräulein wich nicht von der Stelle, und der nämliche Bauer, der vorhin mit ihr gesprochen hatte, zog sie am Arme in die Höhe, um sie zur Flucht zu bewegen. Sie stand auf, weckte in Eile ihren Vater, und schlug den nächsten Weg mit ihm ein, den sie fand.

Der Wald war verlassen und ringsum herrschte tiefe Stille. Der Marquis fragte, seine Tochter sagte ihm, daß sie sich in Gefahr befänden; er spottete über ihre Furchtsamkeit und klagte dann über Müdigkeit. Sie konnte nun ihre Thränen nicht zurückhalten und fing zu weinen und zu schluchzen an. Der Marquis hörte es und rief, die Ursache ihrer Thränen mißkennend, mitleidig aus: „Mein armes Kind! Ich beklage mich und denke nicht daran, daß du ja am Meisten leiden mußt; denn die Anstrengungen, die wir bisher zu bestehen hatten, gehen ja doch weit über deine Kräfte! Doch fasse Muth, meine Tochter, wir werden endlich ja doch einmal einen Wagen in diesem abscheulichen Lande finden, und sind wir einmal in Bressuire, dann sind wir aller Mühe enthoben.“ —

Sie kamen endlich an den Saum des Waldes, wo ein ziemlich breiter Weg hinlief. Da Therese aber fürchtete, sie könnten auf diesem Wege zu leicht gesehen werden, so wählte sie einen Fußpfad, der längs des breiten Weges hinter einer Hecke hinlief. Sie befand sich in einem Zustande äußerster Ermattung, in welchen die Anstrengung des Weges, die schlaflosen Nächte und Seelenleiden sie versetzt hatten; hiezu kam, daß sie nun seit vierundzwanzig Stunden nichts mehr gegessen hatte, denn die wenigen Lebensmittel, die sie sich hatte verschaffen können, gab sie ihrem Vater. In der fieberhaften Aufregung, in der sie sich befand, hatte sie dieses Bedürfniß anfangs gar nicht gefühlt, aber nun war ihre Kraft gebrochen, sie hatte geschwollene Füße und empfand heftige Schmerzen am ganzen Körper. Dazu kam, daß der Marquis ihres Armes und ihrer Un-

terstützung bedurfte, während sie sich doch selbst kaum aufrecht erhalten konnte. Ihre Schwäche wurde von Minute zu Minute größer, und sie sah den Augenblick herannahen, wo sie nicht mehr weiter kommen würde. Sie erinnerte sich, daß sie vom letzten Abende her noch etwas Brod habe, das ihr vielleicht einige Kraft geben könnte, aber es war weniger, als sie dachte, und bestand nur in einem kleinen Krüstchen. Ehe sie jedoch auch nur dieses in den Mund brachte, fragte sie ihren Vater, ob er Hunger habe. Als dieser erwiederte, er möchte wohl etwas essen, ja er habe sogar großen Appetit, gab sie ihm das Stückchen Brod und bedauerte, daß sie ihm für den Augenblick nicht mehr geben könne.

Um ihre Leiden noch zu vermehren, begann ein dichter und kalter Regen zu fallen. Therese war bald von ihm durchnäßt, da sie leicht gekleidet war und in der Eile an dem Orte, wo sie die Nacht zugebracht, ihren Mantel zurückgelassen hatte. Ueberdieß ängstigte sie auch die Ungewißheit über den Ausgang des Weges, auf dem sie sich befanden, und sie war unschlüssig, ob sie ihn fortsetzen oder warten sollte, bis Jemand käme, der sie zurechtweisen könnte. Plötzlich blieb sie athem- und regungslos stehen; der Marquis hielt ebenfalls und sagte: „Hörst du nichts, meine Tochter?“ — Diese konnte nicht antworten. — „Ich höre die Schritte von Truppen.“ — „Es wird wohl das Geräusch des fallenden Regens seyn.“

Sie hörte von dem Wege, von dem die Hecke sie trennte, nun deutlich das Geräusch sich nähernder Schritte, wie die von Soldaten im Marsche, und Waffengeräusch. — „Meine

Tochter," rief der Marquis, „das sind Truppen, höre nur!" — Therese zitterte und konnte kein Wort hervorbringen. Die Schritte kamen näher. — „Sie sind von unsern Leuten, sie werden uns aus der Verlegenheit ziehen." — Er machte nun eine Bewegung nach dieser Seite hin, aber seine Tochter hielt ihn zurück und sagte: „Um des Himmels willen, mein Vater, verhalten Sie sich ruhig; Sie wissen, daß die Blauen — —." „O gehe doch! Die Blauen werden es doch nicht wagen, in einem Lande herumzuziehen, das im vollen Aufstande begriffen ist!"

Auf einmal wurden die ersten Soldaten der Abtheilung sichtbar. — „Mein Vater, mein Vater!" rief sie, indem sie ihn zurückhielt. — „Aber, was willst du denn?" — „Ich fürchte mich." — „Sey nicht so thöricht." — Da er nun Miene machte, laut zu rufen, blieb ihr nichts mehr übrig, als ihm um den Hals zu fallen und den Mund zuzuhalten. „Stille, um Gotteswillen, stille!" flüsterte sie ihm zu. — Er schwieg erstaunt, die Soldaten zogen vorüber, ohne sie bemerkt zu haben. Der Marquis glaubte, es handle sich nur um eine thörichte Furcht seiner Tochter, und verwies es ihr. Diese entschuldigte sich, nachdem die Gefahr vorüber war, so gut sie konnte. Uebrigens befand sich der Marquis, obwohl er über nichts klagte, sichtbar in einem sehr leidenden Zustande, Hunger und Müdigkeit hatten ihn völlig erschöpft. Auch beunruhigte es ihn, daß der Weg noch immer nicht enden wollte, und er fragte oft, ob sie denn noch nicht bald am Ziele wären. Das Fräulein gab vor, sich verirrt zu haben, und der Marquis murmelte zwischen den Zähnen: „Dieser dumme Bursche,

der Paulet, hätte wohl auch bei uns bleiben können, anstatt, weiß Gott wo, in der Welt herumzulaufen!"

Die Furcht, in die Hände der Republikaner zu fallen, vermehrte noch ihre Unsicherheit in der Wahl des Weges; sie empfahl sich Gottes Schutz und schlug, ihren Vater nachziehend, einen Seitenweg ein. Kaum waren sie jedoch hundert Schritte weit gegangen, als sie mit: „Wer da?" angerufen wurden, worauf der Marquis mit: „Gut Freund!" antwortete. Sie waren auf eine kleine Abtheilung Republikaner gestoßen, welche ihre Gewehre in Pyramiden gestellt hatten und Rast hielten. Einige der Soldaten erhoben sich vom Boden, andere griffen nach ihren Waffen, und der Marquis rief ihnen zu: „Meine Herren, ich ersuche Sie, mir Ihren Anführer zu rufen, mit dem ich sprechen möchte." — Das Fräulein stand da mit straff herabhängenden Armen und gebeugtem Nacken und gab kein Lebenszeichen. — Eine Stimme rief den Kapitän Mainvielle, und dieser trat vor, von mehreren Soldaten begleitet. — „Aus welchem Kirchsprengel sind Sie?" fragte der Marquis. Gibt es hier Jemand, der aus Vauvert ist? Wo marschiren Sie hin? Was gibt es Neues? Wenn Sie sich zur Armee begeben, so wollen wir Sie begleiten." — Während die Soldaten den Sprechenden erstaunt ansahen, fuhr dem Fräulein ein plötzlicher Gedanke durch den Sinn; es griff mit der Hand an die Stirne, um anzudeuten, daß der Mann, der eben gesprochen, den Verstand verloren habe, und machte zugleich mit den Achseln eine Bewegung, die um Mitleid für ihn zu bitten schien. Der Officier hob die Bajonette, die schon gegen die Wanderer gezückt waren,

mit der Hand in die Höhe und sagte zu den Soldaten mit leiser Stimme: „Lasset diesen armen blinden Mann ziehen.“ — Das Fräulein sah den Officier mit einem Blicke inniger Dankbarkeit an und entfernte sich mit ihrem Vater. Das Gesicht dieses Mannes und sein Name erweckten eine dunkle Erinnerung in ihr. — „Das ist also ein alter blinder Narr?“ rief einer von den Soldaten laut. Der Marquis wollte zurückkehren und seiner Entrüstung über diese Aeusserung Worte geben, aber seine Tochter zog ihn fort und suchte auf alle mögliche Weise, ihn zu beruhigen; aber ihre Standhaftigkeit, ihr Muth und ihre Festigkeit hatten nun ihr Ziel erreicht, und sie hielt sich nur mehr durch eine gewisse fieberische Aufregung aufrecht. Sie konnte leicht denken, daß die ganze Gegend von den Blauen besetzt sey, und daß sie bei ihrer Unkenntniß der Wege dieser Gefahr nur entgangen wären, um bald in eine neue zu gerathen.

Die Nacht brach an. Sie sah sich von allen Seiten nur vom Tode und von Feinden umgeben, und der Gedanke, daß sie nicht wüßte, wo sie sich befänden, kam ihr nicht aus dem Sinne. Plötzlich schien ihr die Gegend bekannt, und sie glaubte, die Umgebung von Vauvert zu erkennen. Und in der That, sie waren nach einer mehrtägigen Wanderung, ununterbrochen auf Irrwegen begriffen, nach Vauvert, zu den Republikanern nämlich, zurückgekehrt. Ein Schauder überlief sie; sie zweifelte einen Augenblick, aber da sah sie durch eine lichte Stelle des Gehölzes den Giebel des Herrnhauses durchschimmern. Dieß war zu viel! Sie wollte sich ihrem Vater zu Füßen stürzen und ihm sagen, daß sie verloren wären; schon lag sie auf den Knieen, schon

begann sie zu sprechen, aber da hörte sie plötzlich eilige Schritte nahen; entsetzt sah sie um und erblickte einen Mann durch das Gebüsche dringen. Es wurde Nacht vor ihren Blicken und sie sank lautlos zu den Füßen ihres Vaters nieder. — „Hola!“ rief dieser, „ist denn Niemand in der Nähe, um meiner Tochter Hilfe zu leisten?“ Der Mann kam näher. „Sie hier, Herr Marquis?“ rief er. „Fürchten Sie nichts, ich bin Paulet.“ — „Hole dich der Henker!“ rief der Marquis in heftigem Zorne.

Therese lag noch immer leblos. Paulet nahm etwas Branntwein, den er in einer Kürbisflasche bei sich trug, bestrich ihr damit Schläfe und Lippen, und sie öffnete die Augen. Er ließ sie nun einen Bissen Brod genießen, und sagte, ohne auf den Gruß des Marquis zu antworten: „Muth! Muth! Einige Schritte von hier werden wir ein ruhiges Plätzchen finden. Ich suche Sie schon lange.“ — Er nahm nun Beide beim Arme und zog sie der Seite zu, von welcher er gekommen war.

Sie kamen zu einer Hütte, worin die Bauern im Winter das Holz zuhauen, aus dem sie sich ihre Ackergeräthschaften verfertigen. Sie bestand eigentlich nur in einer großen in den Boden eingegrabenen Höhlung, ihr aus Reißig verfertigtes Dach erhob sich nur wenig über den Boden, und sie war ringsum von aufgehäuften Reisbündeln umgeben, so daß man sie durchaus nicht bemerken konnte. Von der Hütte aus konnte man alle Gebäude von Vauvert überblicken, und man befand sich darin gleichsam in dem Orte selbst, aber Paulet hielt den Aufenthalt darin doch für sicherer, als sonst irgendwo, weil man es sich

gewiß nicht hätte einfallen lassen, sie so nahe am Schlosse zu suchen. Als ihm das Fräulein leise sagte, sie habe ihn für todt gehalten, erzählte er ihr, was ihm begegnet war. Er war wirklich von einer Abtheilung Blauer ergriffen worden, aber der Officier, der sie anführte, rettete ihm das Leben, und dieser Officier war Niemand Anderer, als der Bruder Mainvielle's, des ehemaligen Kammerdieners des Marquis. Dieser Kapitän Mainvielle hatte sich angelegentlich nach der Familie des Marquis erkundigt, um ihr alle ihm mögliche Hilfe angedeihen zu lassen, und er war es auch, der sie, wie bereits erzählt worden ist, auf die Gefahr hin rettete, von seinen Vorgesetzten darüber zur Verantwortung gezogen zu werden. Nachdem dieser brave Officier Paulet vor dem Tode durch Erschießen gerettet hatte, nahm er ihn zum Scheine als Führer und Spion mit, in Wirklichkeit aber, um mit ihm die Mittel zu berathen, seinem alten Kapitän nützlich zu seyn. Paulet hoffte, daß noch alles gut gehen werde, ermahnte aber zur größten Vorsicht, weil auch Mainvielle ihnen nur im Geheimen beistehen könne und dabei sein Leben auf's Spiel setze. Paulet entfernte sich, um zu sehen, wie die Sachen ständen, indem er bald wieder zurückzukommen versprach und ihnen das Brod zurück ließ, das er bei sich hatte.

Das Innere der Hütte war ziemlich geräumig; man fand darin noch einige Geräthschaften von den Leuten, die sich früher darin aufgehalten hatten. Nachdem der Marquis sein Stückchen Brod gegessen hatte, streckte er sich auf eine Art von Schlafstätte nieder, die sich in der Hütte befand. Paulet hatte dem Marquis gesagt, sie seyen völlig

vom rechten Wege, der zur Armee führte, abgekommen. Seine Tochter wagte nicht, ihm zu sagen, daß sich nur eine Schlafstätte in der Hütte befände, sie wachte daher den größten Theil der Nacht hindurch, indem sie ängstlich auf das geringste Geräusch horchte und bei jedem Geschrei in Schrecken gerieth, das irgend ein Nachtvogel machte.

Beim Anbruche des Tages hörte sie Trommelschall aus der Ferne; der Regen fiel noch immer. Endlich kam Paulet mit ganz zerrissenen Händen durch das Gebüsch gekrochen, und theilte dem Fräulein mit, die Blauen hätten zu Bauvert alles zerstört, und könnten schon aus diesem Grunde sich nicht lange daselbst aufhalten; es sey übrigens die Rede davon gewesen, das Schloß anzuzünden, er hoffe jedoch, man werde davon abstehen. — „Und Colombe?" fragte das Fräulein. — „O denken Sie nicht mehr an sie," erwiederte Paulet, „sie ist im Himmel, wohin ihr so viele Andere vorangegangen sind."

Therese faltete die Hände und ließ den Kopf sinken, ohne jedoch zu weinen, denn sie hatte keine Thränen mehr. Sie fragte dann, ob man nichts mehr von der Armee der Vendéer erfahren habe, welche Frage Paulet verneinte. Er theilte ihr jedoch mit, daß die Königinn wie ihr Gemahl auf dem Blutgerüste gestorben sey, daß das Blut in ganz Frankreich in Strömen fließe, und der Schrecken den höchsten Gipfel erreicht habe. Das Fräulein hörte ihn stillschweigend an, aber Fieberfrost durchschauerte sie, und die Blässe einer Leiche bedeckte ihr Gesicht. Dieses Gespräch hatte am Eingange der Hütte statt; der kalte Morgenwind drang durch die leichte Kleidung des Fräuleins, und Paulet

warf ihr eine Decke von Ziegenhaaren über die Schultern, auf welcher er sonst zu schlafen pflegte. Ehe er sie verließ, zeigte er ihr wie zum Troste sechs dreifarbige Cocarden, die er bei sich hatte. „Sie gehörten eben so vielen Blauen,“ fügte er bei, „die ich seit gestern erschlagen habe.“ — Als das Fräulein, entsetzt über seine Mordlust, ihm Vorwürfe machte, daß er die Blauen verrathe, erwiederte er mit fürchterlicher Kälte: „Gehen Sie doch, mein Fräulein, ich sollte diesen Leuten Treue und Glauben halten, die meinen armen Kindern den Bauch aufgeschnitten und meine Frau, die auf den Knieen um deren Leben gebeten, nach ihnen gemordet haben? Am Morgen haben sie den Einwohnern von La Frette Gnade verheißen, und sie dennoch am Abende niedergemetzelt.“

Das Fräulein wandte sich entsetzt von ihm ab und kehrte zu ihrem Vater zurück. Als sie ihn schlafen sah, warf sie sich auf die Knie und suchte durch ein glühendes Gebet Stärke zu gewinnen. Sie hoffte, wie Paulet gesagt hatte, die Blauen würden das Land verlassen, wenn sie nichts mehr zu verwüsten und zu plündern fänden, und sie werde dann ihren Vater in Sicherheit bringen oder zur königlichen Armee führen können.

Man trommelte; der Marquis erwachte und fragte, was es gebe. Seine Tochter erwiederte, es seyen wahrscheinlich die Truppen, auf die sie am Tage vorher gestoßen wären. Hierauf genoßen sie ihr schwarzes Brod, und Therese sagte ihrem Vater, die guten Leute, bei denen sie Aufnahme gefunden, könnten ihnen eben nichts Besseres bieten.

„Aber wie kommt es," fragte der Marquis auf einmal, „daß ich von Allem, was um uns vorgeht, nichts erfahre, da wir uns doch in der Mitte unserer Bauern befinden?" Therese erwiederte, die Leute um sie wüßten selbst nichts, und da der Kriegsschauplatz sich jenseits der Loire befinde, so sey es auch schwer, Nachrichten von dort zu erhalten. — „Nun, wo sind wir denn gegenwärtig?" — „Ach, mein Vater, ich weiß es selbst nicht." — „Ich weiß nicht, wo wir sind, ich weiß nicht, wie wir leben," sagte der Marquis in ernstem Tone, „Sie verschweigen mir doch nichts, Fräulein de La Charnaye? Die Kraft des Marquis hatte seit Kurzem beträchtlich abgenommen; sein Alter, seine körperliche Schwäche, der Irrthum, worin man ihn erhielt, versetzten ihn in einen Zustand kindischer Abhängigkeit; diese Frage überraschte sie daher, und sie befand sich in großer Verlegenheit, als er fortfuhr: „Sind denn noch keine Briefe von Gaston eingetroffen?"

Das Fräulein hatte den letzten Brief bei sich, den sie am Abende vor ihrer Abreise vom Schlosse geschrieben hatte, und erwiederte ihrem Vater: „Paulet hat mir Papiere gegeben." — „Nun, warum liesest du mir sie denn nicht vor?" — Therese hoffte, es werde zum letzten Male seyn, daß sie ihren Vater täuschen müsse, und las nun mit einer Stimme, der sie Festigkeit zu geben suchte:

„Am 15. hat man die Feindseligkeiten wieder begonnen; der Augenblick schien günstig, da sich im Convent Spaltungen erhoben, und die Verbündeten gute Fortschritte gemacht haben. Spanien hat die Unterhandlungen abge-

brochen, und die Flamme des Krieges lodert wieder auf allen Seiten auf."

„Gott sey gelobt!" rief der Marquis; „ja, man muß sich mit diesen Ungeheuern nicht in Unterhandlungen einlassen."

„Die Heeresabtheilungen der Generäle Kleber und Marceau sind bei Laval geschlagen worden. Wir marschiren nach Granville." —

„Aber beim Henker, was wollen sie denn in Granville machen?"

Das Fräulein hatte diesen Brief nach den Gerüchten geschrieben, die über die Unternehmung jenseits der Loire im Lande gingen, und sie fuhr fort:

„Dieser Marsch wurde auf die Gewißheit hin unternommen, daß von der englischen Flotte Hilfe käme. Die Königinn hat ihn übrigens im versammelten Rathe genehmigt." — — Hier schwieg Therese einen Augenblick, denn sie dachte mit tiefem Schmerzgefühle an den Tod der Königinn Marie Antoinette auf dem Blutgerüste; sie hob die Blicke zum Himmel, als wenn sie ihren erhabenen Schatten um Verzeihung bitten wollte, daß sie sich ihres Namens zu einer unwahren Nachricht bediene.

„Die Königinn?" rief der Marquis.

„Die Königinn," fuhr Therese fort, „hat, ehe sie uns verließ, ihren Sohn auf dem Arme die Reihen des Heeres durchschritten, und wir haben ihr geschworen, zu sterben oder ihren Thron wieder herzustellen."

„O wie unglücklich bin ich," sagte der Marquis schmerz-

lich, „daß ich nicht auch für sie sterben kann! Ja, Madame, es lebe der König, Ihr erhabener Sohn!"

„Man setzte sich sogleich in Marsch" — —

Da erschütterte plötzlich ein schreckliches Getöse, von Flintenschüssen begleitet, die Tiefe des Waldes. Das Fräulein, vor Schrecken auffahrend, sah zum Dachfenster hinaus und erblickte in der Richtung des Schlosses eine Wolke von Rauch und den Schein eines großen Brandes, und einige Minuten darauf die hervorbrechende Flamme. — „Was gibt's?" fragte der Marquis mehrmal. — Therese stieg auf einen Vorsprung des Dachbalkens, von wo sie eine freie Aussicht hatte, und sah nun das ganze Schloß von Vauvert in Flammen stehen. Die Gibel sanken, die Thürme stürzten ein, und die Soldaten warfen aus den Fenstern Wäsche und Geräthschaften in den Hof hinab. Sie konnte ihre Augen nicht von diesem schrecklichen Anblicke abwenden und gab ihrem Vater keine Antwort. Da überwältigte sie das Entsetzen über das, was sie gesehen, sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe, stieg eiligst herab, und sank mit dem Ausrufe: „O welche Furcht erregt dieses Getöse in mir!" auf die Bank nieder. Der Marquis vergaß über der Sorge um seine Tochter seine Neugierde und bemühte sich, sie durch die Worte zu beruhigen, Paulet werde ihnen wohl bald die Ursache dieses Geräusches mittheilen. Ein wenig später kam er wieder auf die Gedanken zurück, die ihn völlig beherrschten, und er sagte: „Immer diese Engländer — — man wird sehen, wie sie sich endlich aus der Sache ziehen — — Doch, ich bitte dich, fahre fort, mir den Brief vorzulesen."

Das Fräulein nahm das Papier, das ihr vor Schrecken entfallen war, vom Boden auf und las:

„Unsere Artillerie ist durch die eroberten Kanonen vermehrt worden. Eine Abtheilung Bretagner hat sich so eben mit uns vereinigt, so daß wir durch sie eine beträchtliche Verstärkung und einen großen Vorrath von Munition empfangen haben. Wir rechnen übrigens darauf, daß sich unsere Kräfte in jeder Provinz bedeutend vermehren werden. Gott beschütze euch; es lebe der König!"

„Es lebe der König!" wiederholte der Marquis mit Begeisterung. „Meine Tochter, höre mich; wir wollen unsere Reise beschleunigen; ich bin überzeugt, ich werde nicht sterben, ohne noch genützt zu haben. Ich werde mein Pferd an das meines Sohnes befestigen lassen, und er soll mich mitten in ein feindliches Bataillon führen."

Er fing an, den alten Marsch des Regiments Flandern zwischen den Zähnen zu murmeln.

Das Fräulein sah immer auf den Rauch, den der Wind über die Bäume dahertrieb, und horchte ängstlich auf das Getöse, das von dem brennenden Schlosse herübertönte. Der Schall der Trommel näherte sich auf verschiedenen Seiten; Therese vernahm Geschrei aus der Ferne, Schritte, die näher kamen, und dann Geräusch im nahen Laubwerk. Voll Furcht verbarg sie das Gesicht in ihrem Sacktuche. Da erschien Paulet an dem Eingange. Therese näherte sich ihm, und er sagte ihr ins Ohr: „Die Sache steht schlecht. Die Blauen haben das Schloß in Brand gesteckt. Sie haben erfahren, daß der Marquis noch im Lande ist, und suchen ihn hinter jedem Strauche. Wagen

Sie nicht, sich von hier zu entfernen; dieser Versteck ist noch immer der sicherste.“ — „O, wir wollen fort von hier,“ sagte das Fräulein leise, „ich kann meinen Vater nicht mehr zurückhalten; o verlasset uns nicht!“ — „Ich beschwöre Sie, zu bleiben; Sie würden beim ersten Schritte in die Hände der Königsmörder fallen. Fassen Sie Muth! Ich hole meine Flinte, die ich hier in der Nähe versteckt habe; ich werde dann wieder kommen, und wir werden ja sehen — —“ Hierauf sah er das Fräulein mit einem Blicke an, der zu sagen schien, es könnte aber auch seyn, daß wir uns nicht wieder sehen, küßte ihr die Hand, und verlor sich wie ein Damhirsch im Dickicht des Waldes. Therese kehrte zurück, indem sie sich an der Wand anhielt; sie war nahe daran, den Verstand zu verlieren. — „Könnten wir uns nicht wieder auf den Weg begeben?“ fragte der Marquis. — „Es regnet heftig,“ erwiederte seine Tochter. — „Ja, der Regen dringt schon durchs Dach; man sollte wenigstens Feuer machen.“ — „Nein, o nein,“ rief sie lebhaft, denn sie wußte, daß dieß sie unvermeidlich verrathen müßte. „Nein,“ rief sie noch ein Mal, vor Schrecken erstarrend, denn sie hörte eben den Marsch und die Stimmen einer zahlreichen Truppe.

„Ich bin ganz starr vor Kälte,“ sagte der Marquis, indem er nach der Hand seiner Tochter griff, „und du zitterst ja selbst wie ein Kind. Doch, was thut es?“ fuhr er fort, sich die Beine reibend, „haben wir doch in Schwaben noch viel mehr ausstehen müssen.“

Die Leute, die man hörte, waren nur mehr einige Schritte entfernt. Das Fräulein erblickte durch die Oeff-

nung die Bajonette und unterschied durch die Zweige deutlich den Schimmer der Waffen. Die Soldaten näherten sich zerstreut und vorsichtig der Hütte. In diesem Augenblicke wurde sie wirklich von einer Art Wahnsinn erfaßt, und sie sah und hörte nichts mehr; es leuchtete ihr nur wie ein Blitz durch die Seele, daß alles vorüber wäre, und daß sie vielleicht ihren Vater retten könnte, indem sie sich den Feinden überlieferte. Sie stand auf, — noch zauderte sie, doch mit einem Sprunge befand sie sich im Walde und fing nun aus allen Kräften, die ihr die Verzweiflung gab, in der entgegengesetzten Richtung zu laufen an, indem sie immerfort wiederholte: „Gott, o mein Gott, rette meinen Vater!" — „Eine Royalistinn!" rief ein Blauer. — Das weiße Kleid, das sie trug, schimmerte durch den Wald und verrieth den Weg ihrer Flucht. Ihre Absicht war erreicht. Die Soldaten wandten sich von der Gegend ab, wo die Hütte stand, und verfolgten sie.

Sie lief mit unbegreiflicher Schnelligkeit und bot alles auf, um ihre Verfolger so weit als möglich zu entfernen. Man schoß acht oder zehn Mal nach ihr, aber sie fiel nicht. Die Blauen, die am Weitesten entfernt waren, schnitten ihr den Weg ab, und einer von ihnen war nahe daran, sie zu erhaschen. Da sammelt sie noch ein Mal alle ihre Kräfte, aber ihr Kleid bleibt an einem Aste hängen; sie fällt, steht wieder auf, fällt noch ein Mal; man springt herbei und ergreift sie. Sie hatte drei Wunden erhalten. Ein Sergent kam herbei und befahl im Namen des Kapitäns, daß man dem Fräulein nichts weiter zufügen und sie ins Quartier bringen sollte. Da sie ohn=

mächtig war, machte man aus Gewehren eine Tragbahre, und legte sie darauf.

Die Soldaten kehrten mit Ausnahme jener, die das Fräulein trugen, zurück. Ermattet und mit ihrem Fange zufrieden, suchten sie jetzt eine Stelle, wo sie ausruhen könnten. Der Boden war überall vom Regen erweicht.

Während dieß vorging, hatte der Marquis, der anfangs erstaunt war, sich plötzlich allein zu befinden, seine Tochter gerufen, die aber schon zu weit entfernt war, als daß sie es hätte hören können. Er hoffte, sie werde bald wieder zurückkehren; da ihm aber inzwischen die Kälte unerträglich wurde, tappte er umher, um irgend etwas zu finden, mit dem er Feuer anmachen könnte. Zuerst untersuchte er den Heerd; die Asche auf demselben war kalt, aber es lagen noch einige Trümmer eines Reisbündels dort. Nun suchte er auf dem Kamine mit unsicherer Hand weiter, fand dann das Behältniß, worin sich Feuerzeug befand, und brachte endlich nach hundert vergeblichen Versuchen ein Feuer zu Stande, das er mit den trockenen Blättern, die am Boden lagen, und mit den Ueberbleibseln des Reisbündels unterhielt. Als dem blinden alten Manne nach unendlicher Mühe dieses Werk gelungen war, setzte er sich ganz vergnügt vor das wohlthätige Feuer, das lustig emporloderte.

Eine Gruppe von vier oder fünf Soldaten hatte sich nicht ferne von der Hütte mit zusammengerafftem Laub, über das sie ihre Mäntel breiteten, eine Lagerstätte bereitet, als einer derselben, der den Regen verfluchend in die Höhe blickte, den dünnen Rauch bemerkte, der aus der Hütte des

Marquis emporstieg. Er machte die Uebrigen aufmerksam, daß das Loch irgend eines Royalisten in der Nähe seyn müsse, der sich am Feuer gütlich thue. — „Möge es ihm wohl bekommen," sagte der Korporal, „ich habe jetzt gerade nicht Lust, ihn dabei zu stören." Aber die Hoffnung, ein besseres Nachtlager zu finden, bewog sie doch zuletzt, aufzustehen und die Hütte aufzusuchen, aus welcher der Rauch aufstieg.

Mit großer Mühe drangen sie durch das Gebüsch und gelangten zu dem Orte, wo die Reisbündel aufgehäuft lagen, welche die Hütte verbargen; aber sie suchten unter diesem neblichten Himmel vergebens auf allen Seiten den Rauch, den sie vorher gesehen hatten. — „Das Feuer ist erloschen," sagte einer zu dem andern. Sie stachen noch mit den Bajonetten in dem Reisbündel-Haufen herum, richteten sich dann an dem Orte ein, wie es eben gehen wollte, und schliefen bald ein.

Eine Stunde verging. Der Marquis schmiegte sich in die Ecke des Kamins, auf welchem das Feuer eben erlöschen wollte, und betete seinen Rosenkranz, um sich in der Geduld zu erhalten. Endlich war er des Wartens müde, es war wieder kalt geworden, die Ungeduld übermannt ihn und er fängt zu rufen an: „Therese! Therese!" — Die Soldaten schnarchen und rühren sich nicht. — Die Ungeduld des Marquis wird größer, und er ruft endlich aus vollem Halse: „Paulet! Paulet!"

„Was ist das? Wer ruft hier?" fragte endlich der erwachte Korporal seinen Kameraden, der sich auf seinem Lager ausstreckte. Der Marquis rief immerfort. — „Hier

ist Jemand," sagte ein Soldat. — „Ist es einer von uns?" — Der Korporal stand auf.

Er hörte immer die nämliche Stimme, die aus der Erde zu kommen schien, und ihm als Führer diente. Er sucht, hebt die Zweige auf, schlüpft durch, und sieht endlich die Hütte. Er ruft nun seine Kameraden, von welchen zwei ihm folgten, und sie traten in die Hütte, in welcher es ganz dunkel war.

Der Marquis lehnte horchend in der Ecke des Kamins; sie sahen ihn nicht. — „Hier hat das Feuer gebrannt; die Spitzbuben müssen die Hütte so eben verlassen haben," sagte einer der Soldaten, indem er einen noch glimmenden Feuerbrand vom Heerde nahm und sich die Pfeife damit anzündete. „Wer da?" rief der Marquis in diesem Augenblicke. „Wer bist du selbst?" sagte der Soldat, indem er ihm mit dem Feuerbrande ins Gesicht leuchtete. Er sah sogleich, daß er blind sey.

Der Marquis stand auf und sagte im gebieterischen Tone: „Meine Herren, mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?" — Die Soldaten lachten und rauchten, ohne zu antworten.

„Meine Herren," fing der Marqus wieder an, „nehmen Sie Rücksicht, denn ich bin alt und schwach. Wenn Sie etwas von den Tagsbegebenheiten wissen, so theilen Sie mir selbe mit. Haben Sie meine Tochter nicht hier in der Nähe gesehen?" — „Komm' einmal her," sagte nun der Korporal, „damit ich dich examinire." — „Ihr wisset wohl nicht," erwiederte der Marquis, indem er sich in seiner ganzen Höhe aufrichtete, „mit wem ihr sprecht. Wisset,

daß ich einer euerer Officiere bin, und daß die Blauen mich in diesen Zustand versetzt haben.“

„Lege dir keinen Zwang auf,“ sagte der Korporal, indem er sich zu seinen Leuten wandte. „Es ist gut, man wird für dich sorgen.“

Die Hütte füllte sich mit Soldaten, die nach und nach herbeigekommen waren, und der Marquis fuhr im nämlichen Tone fort.

„So betragen sich also gegenwärtig unsere Leute?“ sagte er. „Gut, ich werde euere Officiere davon in Kenntniß setzen, und ihr sollt strenge gestraft werden. Ich werde euch lehren, ihr Gelbschnäbel, wie man alte Schnurrbärte behandelt.“ — „Das ist ein Ueberbleibsel von ehemals,“ sagte der Korporal, indem er hinausging und einen Soldaten absandte, der den Kapitän und den Repräsentanten von dem Funde, den sie gemacht, in Kenntniß setzen sollte. „Sie mögen mit ihm machen,“ sagte er, „was sie wollen.“ — Zugleich wurden zwei der Soldaten als Wache an die Thüre gestellt.

Der Repräsentant, welcher abreisen mußte, überließ die Bestimmung über den Gefangenen dem Kommandanten der Brigade. Der Kapitän Mainvielle erfuhr die Entdeckung, die man gemacht, zuerst, und wollte mit Paulet, der untröstlich war, noch ein Mal den Versuch wagen, wenigstens Herrn de La Charnaye zu retten. Seine Tochter hatte man nach Nantes gebracht, aber in einem Zustande, der erwarten ließ, sie werde durch den Tod vor dem Blutgerüste bewahrt werden.

Sie kamen überein, Paulet sollte mit dem Marquis

sprechen, und ihn zu überreden suchen, daß er seinen Stand verhehle, worauf man ihn wollte entwischen lassen. Der Kapitän Mainvielle setzte dadurch seinen eigenen Kopf für seinen ehemaligen Vorgesetzten aufs Spiel. Er begleitete Paulet selbst in die Hütte, damit ihn die Schildwachen hineinließen.

Paulet trat zu ihm hinein und fand ihn, wie er noch in größter Aufregung sich an den Wänden hingriff, um den Ausgang zu suchen. — „Ach, du bist's Paulet," rief er, „das ist gut." Als er nun seine Beschwerden vorbrachte, warf sich Paulet ihm zu Füßen, ergriff seine Hände und benetzte sie mit Thränen. „Was haben Sie gemacht, Herr Marquis!" rief er aus; „Alles ist verloren!" — Und nun erzählte er ihm in Eile und mit durch Seufzer unterbrochener Stimme, wo sie sich befänden, was vorgegangen sey, den Zustand des Landes, kurz alles, was man ihm bisher verborgen hatte. Der Marquis geberdete sich, als ob er träume. Paulet versicherte die Wahrheit dessen, was er ihm gesagt, mit solchen Betheuerungen und so sprechenden Beweisen von Verzweiflung und Trostlosigkeit, die dem Marquis keinen Zweifel mehr gestatteten. Ganz betäubt sagte er endlich: „Und unsere Armeen?" — „O, Herr Marquis, sie sind zerstreut, vernichtet; das Land liegt in Asche und Trümmern." — „Und die Königinn?" — „Sie starb schon vor zwei Monaten zu Paris auf dem Blutgerüste." — „Und der junge König?" — „Befindet sich immer noch gefangen im Thurme des Tempels." — „Und das Bündniß mit den Fremden?" — „Ist besiegt und aufgelöst." — „Und mein Sohn?" — „Ist todt, Herr Marquis!"

Der Marquis befand sich mit diesen Fragen, die er in einem Athem herausstieß, in der Lage eines Mannes, der in einen Abgrund stürzt, und bald hier, bald dort mit den Händen nach einer Stelle greift, um sich daran zu halten. Da er sich nun in der Tiefe des Abgrundes befand, ließ er den Kopf auf die Kniee herabsinken. Paulet erhob sich ungeduldig und sagte: „Es ist keine Minute zu verlieren, die Soldaten werden sogleich kommen. Es ist ein Officier hier, der Sie beschützen will; Sie tragen die Kleider eines Bauers wie ich; wir sagen, Sie seyen mein Vater und wären nicht bei Verstande. Dieß wird hinreichen; lassen Sie mich nur machen."

Der Marquis erwiederte nichts. — „Ich höre kommen," sagte Paulet außer sich. — „Die Sache ist also abgemacht. Sie haben nichts zu sprechen. Sie heißen Jakob, dieß war der Name meines Vaters." Und damit ging er.

Der Kommandant der Brigade trat ein, und Kapitän Mainvielle sagte ihm, der Mann hier sey ein wahnsinniger Bauer und überdieß blind. Hierauf wandte sich der Kapitän zu dem Marquis mit den Worten: „Bürger, hier ist der Chef der Brigade, der dich ausfragen wird." — „Das ist unnöthig," unterbrach ihn Paulet, „es ist mein Vater, ein alter, blinder Mann." — Dabei griff er an den Kopf, um anzudeuten, daß es dort nicht richtig mit ihm sey. — „Stille!" sagte der Kommandant, „ich will ihn selbst fragen. Nun wandte er sich an den Marquis und sagte zu ihm: „Wie nennst du dich, und wer bist du?"

Der Marquis stand auf und sprach, während um ihn alles in tiefem Stillschweigen versunken war, mit lauter

Stimme: „Ich nenne mich Maria Athanasius Chrestien, Marquis de La Charnaye, und bin der Letzte dieses Hauses!" — „Ihr hört wohl, daß er nicht bei Verstand ist," rief Paulet. — Der Kapitän Maindielle erblaßte und sprach achselzuckend: „Er ist ein alter Narr!" — „Nein, meine Herren," rief der Marquis mit lauter Stimme, „ich bin der Marquis de La Charnaye! Ich habe meinen König, meine Kinder, meine Güter verloren, und will nun auch sterben." — Er öffnete seine Weste, nahm seine Brieftasche heraus und warf sie zu Boden.

Der Kommandant warf einen strengen Blick auf den Kapitän, und ließ dem Marquis durch seinen Sekretär weitere Fragen stellen.

Herr de La Charnaye antwortete von diesem Augenblicke keinem Menschen mehr, selbst Paulet nicht, der öfter versuchte, ihn zum Sprechen zu bringen, ja, das Auffallendste war, daß er kein Wort von seiner Tochter sagte.

Er brachte die Nacht im Lager zu, und wurde am darauffolgenden Tage nach Nantes geführt. Dieser Mann von so hohem Alter, der so viel Unglück erlitten, hatte eine Kraft des Körpers und des Geistes bewahrt, die man bewundern mußte. Er machte achtzehn Meilen zu Fuße, im vollen Winter, mit unbedecktem Haupte, und an einen Trainwagen angeschlossen.

Der Marquis wurde in das Gefängniß geworfen, das man das Hospital nannte; viertausend Gefangene waren darin zusammengehäuft, ohne Feuer und Brod zu haben. Man entfernte die Gestorbenen nicht und bediente sich zur Leerung dieses schrecklichen Aufenthaltes nur der Karren,

welche die Gefangenen zur Guillotine führten. Nachdem der Marquis de La Charnaye in dieses scheußliche Gefängniß gestoßen war, sprach Niemand mehr von dem alten, blinden Gefangenen, und er wäre wahrscheinlich in seiner Ecke vor Hunger umgekommen, wenn man ihn länger darin gelassen hätte.

Eines Tages umgab die Menge die Karren, welche mit Gefangenen gefüllt zum Blutgerüste fuhren. Der Bluthund Carrier *), welcher damals nicht ahnte, daß ihn bald das nämliche Schicksal treffen sollte, ließ die dem Tode Geweihten durch eine Musikbande begleiten, welche patriotische Lieder spielen mußten. Auf einem dieser Karren sah man einen blinden Greis mit weißen Haaren, dessen Anblick Jedermann Mitleiden einflößte. Auf dem nämlichen Karren befand sich unter mehreren Nonnen, die an diesem Tage ebenfalls zum Tode geführt wurden, ein junges, schon halb todtes Mädchen. Kaum hatte das Mädchen den Greis erblickt, den es seinen Vater nannte, als es sich bis zu ihm hindrängte. Wenige Worte, die das Mädchen sprach, reichten hin, den alten, blinden Mann erkennen zu lassen, wer in seiner Nähe sey. Es warf sich vor ihm auf die Knie und schien ihn um Verzeihung zu bitten. Der Marquis de La Charnaye — er war der Greis — der bisher so große Festigkeit bewiesen hatte, vergoß Thränen.

---

*) Mitglied des National-Convents, der in Zeit eines Monats in Nantes gegen 15,000 Menschen auf die grausamste Weise dem Tode überlieferte, wurde selbst im Dezember 1794 hingerichtet.

Seine Tochter — der Leser hat das Mädchen gewiß als solche bereits erkannt — lehnte sich an seine Brust, und in dieser Stellung blieben Beide, bis sie auf dem Richtplatze ankamen. Eine herzzerreißende Scene für den Zuschauer!

Sie stiegen zuletzt vom Karren, und man versuchte, sie zu trennen. Das Messer der Mordmaschine fiel und hob sich mit schrecklichem Geräusche. Als die Reihe auch an den Vater und seine Tochter kam, sagte der Marquis zum Henker: „Mein Herr! dieses Mädchen ist meine Tochter, erzeigen Sie ihr die Gunst, sie vor mir sterben zu lassen; ich kann es doch wenigstens nicht sehen, wenn man sie hinrichtet." Der Henker gewährte den Wunsch und ergriff Therese; ihr Vater stieg hinter ihr das Blutgerüste hinan, indem er sich an dem Schooße ihres Kleides festhielt. Oben angekommen, umarmten sie sich noch ein Mal. Als man seine Tochter von ihm riß, rief der Marquis: „Es lebe der König!" und als die Reihe an ihn kam, wiederholte er diesen Ruf noch zwei Mal, und ihre Köpfe fielen nacheinander vom Rumpfe getrennt. Lautlos, den ängstlichen Blick auf dieses Schauspiel gerichtet, stand die Menge, und das innigste Mitleiden mit den beiden Unglücklichen sprach aus den Mienen aller Anwesenden.

II.

Hektor von Locmaria.

Seit der Abreise des Herrn von Locmaria, welcher an dem Aufstande der Vendéer Theil genommen, hatte der alte Herr von Soulanges, sein Schwiegervater, sein Schloß Grandchamp verlassen, das seit dem zerstört und als Nationalgut verkauft worden ist, um mit seiner Tochter ein Haus zu beziehen, das diese bei Vannes besaß. Herr von Locmaria fand seinen Tod in der Schlacht von Torfou, als er die Mainzer angriff, die von dem General Kleber angeführt wurden. Sein Diener fand den Leichnam auf dem Schlachtfelde; Herr von Soulanges ließ ihn nach Vannes bringen und im Garten begraben. Hektor, der einzige Sohn der Frau von Locmaria, diente zuerst in dem Regimente Anjou, trat aber später in die königliche Garde, die constitutionelle genannt, mit der man den König Ludwig XVI. umgab. In Folge der Ereignisse des Monats August 1792 mußte er auswandern; er begab sich nach Hannover, und nahm später Dienste in Holland.

Frau von Locmaria befand sich nun allein mit ihrem Vater und dem Fräulein Viktorine von Soulanges, einer Base von ihr. Viktorine verlor ihre Mutter in der zartesten Kindheit und war nach dem Tode derselben um so ver=

lassener, da ihr Vater, Georg von Soulanges, welcher in der königlichen Marine diente, außer seinem Degen gar nichts besaß. Frau von Locmaria erzog das Mädchen in der Absicht, es einst mit ihrem Sohne Hektor zu vermählen, und der Tod Georgs von Soulanges, der in dem Seetreffen von Ouessart von einer englischen Kugel getödtet wurde, bestärkte sie in diesem Entschlusse.

Im Hause befand sich noch der Abbé Queyriaux, der den Vicomte Hektor von Locmaria erzogen hatte. Nach der Abreise seines Zöglings erhielt der Abbé eine Pfarrei in der Gegend; aber schon alt und von der neuen Regierung verfolgt, suchte und fand er neuerdings in dem Hause der Frau von Locmaria eine Zufluchtsstätte. Er las täglich die Messe in diesem Hause, wo sich stets mehrere Personen aus der Gegend versammelten, und übte sein heiliges Amt im Geheimen auch in den umliegenden Pfarreien aus. Der alte Diener des verstorbenen Herrn von Locmaria, der drei Generationen hindurch der Familie gedient hatte, und gleichsam ein Glied derselben ausmachte, kehrte nach dem Tode seines Herrn zu Frau von Locmaria zurück und versah bei ihr die Stelle eines Haushofmeisters. Drei Bauern von Grandchamp, die ihre alte Herrschaft nicht verlassen wollten, machten nebst ihm die Dienerschaft aus. Diese fünf Personen hatten sich mit der Herrschaft hier vereinigt, um den Stürmen, deren es in jener Zeit so viele gab, leichter Trotz bieten zu können. Obwohl oft genöthigt, sich zu verbergen und von einem Orte zum andern zu fliehen, fanden sie bei den Landbewohnern immer Schutz, und die günstige Lage des Hauses, das, von der Straße entfernt, in einer Art

von Engpaß gelegen und von waldigen Höhen gedeckt war, trug ebenfalls dazu bei, daß sie die Schreckenszeit ohne erhebliche Gefahr glücklich überlebten. Man hatte außerdem das Gerücht zu verbreiten und ihm Glauben zu verschaffen gewußt, daß Herr von Soulanges sich nicht in die Verschwörungen mische, in welche sich damals die Royalisten der Bretragne verwickelten, und von zwei Frauen und einem Greise glaubte man ohnedem nichts besorgen zu dürfen.

Herr von Soulanges, der ebenfalls einst zu Schiffe gedient hatte, verstand sich überhaupt nur auf einen Krieg, wie er auf einer guten Fregatte, mit grobem Geschütze und nach den strengsten Regeln der Taktik geführt wurde. Er wußte zu sehr, wie nothwendig strenge Mannszucht und Subordination bei jedem kriegerischen Unternehmen sey, er kannte außerdem die Menschen und den Zwiespalt unter ihren verschiedenen Leidenschaften zu sehr, als daß er von den tausend Intriguen, die damals gespielt wurden, irgend einen glücklichen Erfolg hätte hoffen können; er war innig überzeugt, daß die sich immer durchkreuzenden Bestrebungen des Adels nur dann von Erfolg seyn könnten, wenn sie unter der Leitung eines einzigen Oberhauptes ständen; ja er machte sich oft in seiner gutmüthigen Weise lustig über diese Anstrengungen, obwohl er die vielen in der That wundervollen Beweise von Muth und Ergebenheit, die dabei vorkamen, nach Verdienst bewunderte, wobei er jedoch immer bedauerte, daß sie nur geringen Erfolg hatten, was er übrigens nur zu richtig vorausgesehen hatte.

Seit dem Tode Robespierre's und seit der Reaktion vom 9. Thermidor befand sich die Familie in ungestörter Ruhe.

Die Royalisten faßten wieder Hoffnung, ihre Meinungen fanden in Paris und in ganz Frankreich Unterstützung, und die Ausrüstung Englands machte die Republikaner zittern. Die Revolutionäre flohen besonders in der Bretagne auf allen Seiten, nachdem die Civilbehörden zuerst das Beispiel gegeben hatten; die Nationalgarden lösten sich auf oder gingen zu den Royalisten über, die königliche Expedition landete ohne Kanonenschuß in der Bai von Quiberon, nahm Auray, und setzte sich auf der Küste fest; das Land war für sie gewonnen. Zu gleicher Zeit machte der Prinz von Condé eine andere Wendung und rückte an der Spitze seiner Armee ins Elsaß vor; Monsieur, der Bruder des Königs, vereinigte sich mit ansehnlichen Streitkräften in der Vendée mit dem Vendéer-Anführer Charette, und der glücklichste Erfolg schien nicht fehlen zu können. Die Unternehmung scheiterte jedoch in Folge der Uneinigkeit der geheimen oder öffentlichen Agenten der königlichen Sache. Man erfuhr bald die Vortheile, welche General Hoche nach und nach errang, und die schreckliche Katastrophe von Quiberon, wo zweitausend Emigranten, die Blüthe des französischen Adels, gefangen oder getödtet wurden.

Sogleich erhoben sich die republikanischen Behörden wieder und rächten die Schmach des erlittenen Schreckens mit Verdopplung ihrer Tyrannei. Die Zeit des Schreckens begann von Neuem. Vier Abgeordnete des Convents, die beim ersten Kanonenschusse nach Lorient geflohen waren, ließen die Verwandten der Emigranten und die Priester, die verdächtig waren, verhaften, und das Haus des Herrn von Soulanges wurde aufs Neue bedroht.

Sechs Tage nach diesem unglücklichen Ereignisse war die Familie, aufgeregt durch die traurigen Nachrichten, die Schlag auf Schlag eintrafen, im großen Saale versammelt. Es war am Abende des 9. Thermidors 1795, an welchem ein Jahr vorher das Haupt des Tyrannen Robespierre gefallen war. Man feierte diesen Tag in den Clubbs von Vannes durch Absingung patriotischer Hymnen und durch Tänze, welche die ganze Nacht hindurch währen sollten. Der Sieg von Quiberon machte das Maß der Freude voll. Herr von Caradec, ein alter Ludwigsritter, der bei seinem Pächter nur einen unsichern Aufenthalt hatte, war zu seinen Freunden gekommen, und sie unterhielten sich über die Niederlage der Royalisten. Es vermehrte die Unruhe dieser Zeit, daß es sehr schwierig war, mit Beobachtung der nöthigen Vorsicht sichere Nachrichten über die Ereignisse zu erhalten. Diener, die auf die Straße von Vannes gesandt worden waren, überbrachten von Stunde zu Stunde, was sie hörten. Man erfuhr durch sie, daß fünfzehnhundert Emigranten auf dem Grunde einer Kapitulation zu Gefangenen gemacht worden waren, und daß über ihre Verurtheilung zu Auray unheilvolle Gerüchte verbreitet wären. Auch irrten viele einzelne Abtheilungen von Royalisten und namentlich von Insurgenten aus der Bretagne an der Küste zerstreut und in beständiger Gefahr umher, von den Republikanern ergriffen und erschossen zu werden.

Sehr ungestümes Wetter war an diesem Abende eingetreten. Nachdem der Tag einer der heißesten der Jahreszeit gewesen war, bedeckte sich der Himmel mit dichter Finsterniß,

und ein fürchterlicher Sturm tobte. Der Regen fiel in Strömen herab, Bäume stürzten unter der Gewalt des Sturmes, und der Donner grollte dazwischen mit fürchterlichen Schlägen.

Alle Zugänge des Hauses waren sorgfältig verschlossen. Der große Saal, ebenfalls fest verschlossen, war von zwei Wachskerzen nur wenig erleuchtet. Die fünf Personen, welche sich darin befanden, beobachteten tiefes Stillschweigen; es war die Stunde des Nachtessens, und man hörte die Diener im anstoßenden Zimmer die Tafel decken.

Herr von Caradec stand am Kamine, Herr von Soulanges saß neben ihm in einem Lehnstuhle, und in einer Ecke des Kamins schlummerte Abbé Queyriaux, da heute Niemand Lust hatte, mit ihm Schach zu spielen, mit auf die Brust herabhängendem Haupte. Frau von Locmaria saß mit einem Buche in der Hand an dem Tische, wo die Wachskerzen brannten, aber sie las nicht, sondern sah gedankenvoll vor sich hin, und Fräulein von Soulanges befand sich ihr gegenüber mit einer Stickerei beschäftigt.

Viktorine war neunzehn Jahre alt. Von Kindheit an ihrer Eltern beraubt, die sie kaum gekannt, an widrige Schicksale gewöhnt, ohne Vermögen, ohne Aussicht und Hoffnung einer glücklichern Zukunft, hatten ihre Gesichtszüge jenen Ausdruck schüchterner Unterwürfigkeit und Sanftmuth angenommen, der aus der Gewohnheit, mit Fremden zu leben, und aus einer immerwährenden Abhängigkeit entspringt. Sie sprach wenig und immer sehr leise. Der Stolz, der manchmal aus ihrer Miene sprach, und die Lebhaftigkeit ihres großen schwarzen Auges bewiesen übrigens,

daß sie von Natur aus eine feurige Gemüthsart besaß, die jedoch bekämpft und endlich unterdrückt worden war. Zu diesem Siege über sich selbst hatte wahre und tiefe Frömmigkeit ebenfalls viel beigetragen. Im Hause des Herrn von Soulanges wurde sie übrigens mit der größten Rücksicht und zärtlichsten Liebe behandelt. Frau von Locmaria betrachtete das Fräulein seit der Entfernung ihres Sohnes in Folge einer langen Gewohnheit und ihres vertraulichen Zusammenlebens als ihre Tochter, oder vielmehr als ihre Schwester. Beim Ausbruche der Revolution wollte das Fräulein den Schleier nehmen, allein Frau von Locmaria widersetzte sich der Ausführung dieses Vorhabens in der Absicht, Viktorine einst mit ihrem Sohne zu vermählen, und bewog diese, keinen festen Entschluß zu fassen, bis sich nicht die Lage der Dinge geändert hätte, und Ruhe ins Land zurückgekehrt wäre. Ihre Base gab ihr um so lieber nach, da sie im Herzen vielleicht eine geheime Hoffnung nährte, und sich gerne ihres Vetters erinnerte, welcher der einzige junge Mann war, mit dem sie jemals Umgang gepflogen hatte. Das, was man von Hektor erzählte, sein muthiges und edles Benehmen am 10. August, wo er den König zu retten versucht hatte, seine Kämpfe am Rhein, das Unglück und die Beschwerden seiner Verbannung, alles dieß bewegte sie tief, und obwohl sie die Klagen der Frau von Locmaria über das Schicksal ihres Sohnes mit anscheinender Festigkeit und Ruhe anhörte, und selbe zu trösten bemüht war, so litt sie im Geheimen mehr als die Mutter Hektors selbst. Inzwischen nahm sie in aller Weise den Platz der Tochter des Hauses ein. Frau von Locmaria war kränklich, und

Viktorine hatte daher die Oberaufsicht über das Hauswesen. Sie sprach im ganzen Hause am Wenigsten, handelte aber am Meisten; sie schien allem, was um sie vorging, fremd zu seyn, aber ehe sie sich schweigend an den Platz setzte, den sie gewöhnlich bei ihrer Arbeit einnahm, sorgte sie für alle Bedürfnisse, ordnete die Tafel an, gab die Vorräthe und die Wäsche an die Dienerschaft ab, und erfüllte in jeder Beziehung die Pflichten einer sorgfältigen Hausfrau.

An jenem Abende, dessen wir eben erwähnt haben, stockte endlich die Unterhaltung, und man hörte um so deutlicher das Wüthen des Sturmes von Außen. Man hatte sich ja nichts Angenehmes zu erzählen. Herr von Caradec näherte sich endlich dem Fenster und brach das Stillschweigen durch einen Ausruf über das schlechte Wetter. Jedes der Anwesenden dachte an die Flüchtlinge der königlichen Armee, die in diesem Augenblicke umherirren mochten, ohne einen Zufluchtsort zu finden.

„Dominik!" rief Herr von Soulanges, „laß das Gitterthor öffnen, und hänge eine Laterne in ein Fenster des obersten Stockwerkes nach der Straße von Auray zu. Wenn einige dieser unglücklichen Officiere," fügte er leiser hinzu, „in dieser Gegend umherirren, so sollen sie bei Frau von Locmaria Zuflucht finden."

Der alte Dominik stellte vor, Patrouillen durchstreiften von Munizipal-Beamten geführt das Land, und man müsse besorgen, sie durch das Licht an jenem Orte ins Haus zu locken, um dasselbe zu durchsuchen.

Diese Worte machten auf Herrn von Soulanges einen

unangenehmen Eindruck, und er erwiederte heftig: „Was liegt daran? Wir müssen unsererseits auch etwas für die gute Sache thun. Hänge die Laterne mit dem Lichte hinaus!“

Frau von Locmaria sah traurig zu ihrem Vater auf, und wandte den Blick wieder ab, ohne etwas zu sagen. Viktorine, seit drei Jahren an diesen beängstigenden Zustand gewöhnt, strickte traurig fort, ohne zu hören, was gesprochen wurde.

In diesem Augenblicke erfüllte ein Blitzstrahl, das Licht der Wachskerzen verdunkelnd, das Zimmer mit einem grellen Glanze; ihm folgte ein schrecklicher Donnerschlag, der die Fensterscheiben zittern machte. Viktorine fuhr erschrocken in die Höhe; Niemand sprach ein Wort. Der Wind tobte mit Heftigkeit und jagte den Regen prasselnd gegen das Fenster.

„So oft so ungestümes Wetter herrscht,“ unterbrach endlich Frau von Locmaria die ängstliche Stille, „kann ich mich nicht enthalten, an meinen armen Hektor zu denken. Was wird er in diesem Augenblicke machen? Wo ist er? O mein Gott! er ist vielleicht in diesem Augenblicke von Gefahren aller Art umgeben, hat Hunger, und befindet sich auf dem Marsche mit Kälte und Nässe kämpfend und entblößt von Allem, was er bedarf.“

„Armer Hektor!“ sagte der Abbé, den der Donnerschlag aufgeweckt hatte.

Frau von Locmaria erhob ihre Blicke zu einem Pastellgemälde, das an der Wand hing und ihren Sohn in der Uniform eines Unterlieutenants im Regimente Anjou vorstellte, und Herr von Soulanges sagte zu seiner Tochter:

„In den Niederlanden ist es in der Jahreszeit, in welcher wir uns befinden, nicht kälter, als bei uns.“

„Wer weiß,“ erwiederte Frau von Locmaria, „wann wir ihn wieder in diesem Saale, hier auf diesem Tabouret an meiner Seite sitzen sehen werden! Wenn diese Ereignisse nicht eingetreten wären, hätte ich Sie, mein Vater, um die Erlaubniß gebeten, ihn aus Holland zurückrufen zu dürfen, wo uns seine Dienste, wie ich glaube, ohnehin nicht von Nutzen sind. Auch du, Cousine, wärest nicht böse darüber gewesen, nicht wahr?“

Viktorine blickte sie dankend und mit einem anmuthigen und verschämten Lächeln an. Frau von Locmaria fuhr fort:

„Man hätte am Ende gegen seine Rückkehr nichts einzuwenden, wenn er sich dann zu Hause ruhig verhalten, eine Frau nehmen, und ein friedfertiges, häusliches Leben führen würde.“

„Zuerst muß er gegen den Staat, dem er dient, seine Pflicht erfüllen,“ entgegnete Herr von Soulanges, „und dann, meine Tochter, ist wohl jetzt der rechte Zeitpunkt, an die Zurückberufung deines Sohnes zu denken, wo wir das Unglück aller dieser Edelleute vor Augen haben?“

„O mein Gott,“ unterbrach ihn seine Tochter, von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, „mein Sohn wird sich doch nicht unter diesen Unglücklichen befinden?“

„Du hast ja erst vor zehn Tagen einen Brief von ihm erhalten.“

„Ja, es ist wahr. Die Furcht hat es mich vergessen lassen.“

„Ich glaube auch nicht, daß sich viele Edelleute aus dieser Gegend bei dem Unternehmen befanden.“

„Die Aufforderung dazu," fiel Herr von Caradec ein, „ist an alle Emigranten ohne Unterschied von England aus ergangen. Mit diesem auserwählten Corps hat man noch mehrere Abtheilungen gefangener Republikaner vereinigt, die sich durch Gold unter die Royalisten anwerben ließen."

„Das ist eine sehr sonderbare Vermischung," rief Herr von Soulanges aus, indem er den Kopf schüttelte, „wir werden sehen, was sie für Folgen haben wird."

Ein Diener meldete nun, daß das Nachtessen aufgetragen sey, und Herr von Soulanges sagte, indem er sich erhob:

„Meine Damen, wir wollen soupiren; die Patrouillen werden uns wohl Ruhe dazu lassen. Sie haben eben kein günstiges Wetter," fügte er zum Fenster blickend hinzu.

Alle erhoben sich. In dem nämlichen Augenblicke ertönte ein heftiger Schlag mit dem Klopfer an das Thor des Hofes, und die Hunde fingen laut zu bellen an.

Frau von Locmaria fiel in ihren Lehnstuhl zurück, Viktorine legte ihre Arbeit weg, Niemand bewegte sich. Dominik erschien ganz bestürzt unter der Thüre des Saales und schien fragen zu wollen, was er thun sollte. Von Neuem ertönten mehrere Schläge.

„Geh, öffne das Thor!" sagte Herr von Soulanges.

Dominik ging zitternd hinab, da es schon sehr spät und allerdings Ursache genug zur Furcht vorhanden war.

Kaum ist das Thor geöffnet, als sich ein Mensch in Uniform, mit unbedecktem Haupte und von Regenwasser triefend in den Hof stürzt, dem erschrockenen alten Diener,

der ihn nicht erkennt, schnell zuruft: „Ich bin es, Dominik, ich bin es!" den Erstaunten bei Seite schiebt, hastig die Treppe hinaneilt, und sich plötzlich mitten unter der bestürzten Familie im Saale befindet.

„Wer ist hier?" fragte Herr von Soulanges.

„Jesus!" rief der Abbé.

„Mein Sohn!" schrie Frau von Locmaria, indem sie sich an seinen Hals warf.

„Mein armer Enkel!" sprach Herr von Soulanges.

„Mein Freund! Mein theurer Freund!" schrie der Abbé, indem er sich aus seinem Lehnstuhl herbeischleppte.

Hektor öffnete die Arme und drückte nacheinander seinen Großvater, seine Mutter, den Abbé, und Herrn von Caradec an die Brust. Hierauf blickte er Viktorine an, die zitternd da stand, und hielt ihr die Arme entgegen mit den Worten: „Und Sie kommen nicht, mich zu umarmen?"

Man lachte, man weinte, man wollte sprechen und konnte nicht; man fing zu reden an und vollendete nicht; Fragen durchkreuzten und unterbrachen sich, und endlich umarmte man sich wieder. Frau von Locmaria konnte vor Freude nicht zu sich selbst kommen.

„Wie kommt es, daß — —?"

„Durch welches Wunder?"

„Mein Sohn!"

„Er trieft vor Nässe."

„Mein Gott," rief Frau von Locmaria, „er war —"

„Du warst bei der Expedition von Quiberon!" ergänzte sie Herr von Soulanges, dessen Gedanken in diesem Augenblicke mit den ihrigen zusammentrafen.

„Ja, ich war dabei.“

„Und bist gerettet?“

„Für diesen Augenblick wenigstens.“

„Ohne Wunde?“

„Unverletzt.“

Frau von Locmaria faltete die Hände und sagte: „Ich danke dir, göttliche Vorsehung! Aber noch ein Mal, wie kam es, daß — —?“

„Du warst in Holland?“ unterbrach Herr von Soulanges seine Tochter.

„Aber so erzähle doch — —“

„Wie alles gekommen ist.“

„Wir wollen soupiren; er wird uns ja später alles erklären.“

„Micheline, frische Wäsche!“

„Wie lange habe ich Sie nicht gesehen,“ rief der Abbé; „ich muß Sie noch ein Mal umarmen, mein Sohn!“

Frau von Locmaria ergriff die Hand des Fräuleins von Soulanges und sagte zu ihr: „Hast du ihn denn erkannt, mein Kind?“

„O wie schön ist meine Base geworden,“ rief Hektor aus, indem er ihr ehrfurchtsvoll die Hand küßte, „und ich verstehe mich darauf,“ setzte er lächelnd hinzu.

Nun gab Frau von Locmaria den Dienern die nöthigen Befehle und erzählte ihrem Sohne, wie unruhig es gegenwärtig in der Gegend sey, wie strenge in neuerer Zeit die Behörden wären, wie man jeden Augenblick Haussuchungen besorgen müsse; sie befahl Dominik, alle Zugänge zu verrammeln und einige geheime Ausgänge, die man für den

Fall der Noth in Bereitschaft gesetzt hatte, gangbar zu machen; sie vergaß keine Vorsicht und traf für alles Vorsorge. Nun trocknete sie ihrem Sohne das Wasser ab, das von seinen Haaren und Kleidern herabrann, und drang in ihn, die Wäsche zu wechseln, um sich keine Krankheit zuzuziehen. Hektor lehnte es sanft ab, indem er versicherte, er habe nichts zu fürchten, und ein Soldat wie er dürfe nasse Kleider nicht scheuen. „Entschuldigen Sie mich, theuerste Mutter,“ fügte er bei, „meine Freude, Sie wieder zu sehen, ist zu groß, als daß mir nicht jeder Augenblick, den ich in Ihrer Nähe zubringen kann, theuer wäre; die Zeit eilt schnell, und jeder Augenblick ist kostbar. Lassen Sie uns sogleich zu Tische gehen.“

„Ja, ja,“ fiel Herr von Soulanges ein; „der Vicomte wird einen weiten Weg zurückgelegt haben und nicht unempfindlich für eine gute Mahlzeit seyn.“

„So ist es, theuerster Großvater,“ sagte Hektor; „ich habe großen Appetit und werde der Mahlzeit Ehre machen.“

Er mußte jedoch den dringenden Bitten seiner Mutter nachgeben und sich in einem Kabinette, das an den Saal stieß, umkleiden.

Während dieses vorging, war der alte Dominik, der sich kaum Zeit genommen hatte, die Hand seines jungen Herrn zu küßen, eifrigst besorgt gewesen, die Befehle der Frau von Locmaria pünktlich zu vollziehen. Er fügte ihnen noch tausend andere Vorsichtsmaßregeln bei, die er selbst ersonnen hatte: er hatte alles sorgfältig verschlossen, alles verriegelt, und verboten, Jemanden ins Haus zu lassen, wer es auch immer sey, und unter welchem Vorwande es

auch immer geschehen möge; ja, er hatte für den Fall der Noth auch zwei Pferde satteln und Gewehre laden lassen. Der Gedanke, daß der Herr Vicomte unter dem schrecklichen Gesetze stehe, das gegen die Emigranten erlassen worden war, machte ihn zittern; er glaubte, für Hektors kostbares Leben verantwortlich seyn zu müssen.

„O strenge dich nicht so sehr an, mein alter Dominik," sagte Hektor zu ihm, „und mache dir nicht so viele Sorge."

Man begab sich endlich in den Speisesaal. Beim Anblicke dieses Saales, den Hektor von seiner Kindheit her kannte, stieg manche Erinnerung aus dieser in ihm auf, und er sah sich freundlich lächelnd darin um.

„O wie freut es mich," sagte er zu seiner Mutter, „daß ich hier noch alles auf der nämlichen Stelle finde, wie es vor Jahren gewesen ist."

Er drehte sich dabei im Kreise herum und trat zum Kamine. Seine Mutter und der Abbé sahen ihn an, indem sie leise miteinander sprachen. Endlich setzte man sich zu Tische.

„Kennst du denn," fing Herr von Soulanges an, „da du bei Quiberon warst, die Ursache der verunglückten Expedition?"

„Ja wohl, mein theurer Großvater, Verrath und Uneinigkeit der Anführer waren die Ursache des Unglücks."

Bei diesen Worten bot er dem Fräulein von Soulanges eine Schüssel.

„Ich könnte Sie," fuhr er fort, „mit allen Einzelnheiten dieses unseligen Ereignisses bekannt machen, da ich

immer an Herrn von Sombreuil's Seite war, aber ich fürchte, den Damen Langeweile zu machen — —"

„Auf diese Gefahr hin darfst du es immer wagen."

„Strategische Auseinandersetzungen können bei Frauen keine große Theilnahme finden; wenn jedoch Fräulein von Soulanges nichts dagegen hat — —"

Diese gab lächelnd ihre Zustimmung und Hektor begann:

„Sie kennen gewiß den Anfang des Feldzuges und die Landung der Emigranten."

„Ja, aber wir wissen nicht, wie du, Herr Leichtfuß, zu ihnen gekommen bist, da du doch noch erst vor einem Monate in Holland gewesen bist."

„Außerdem, daß mir die Expedition Gelegenheit bot, meinem Vaterlande Dienste zu leisten, hat auch der Gedanke, daß man in der Bretagne, und zwar so nahe bei meiner Heimath die Landung vollziehen werde, viel dazu beigetragen, mich für die Unternehmung zu bestimmen. Ich befand mich bei der Division des Herrn von Sombreuil, der mich zu seinem Adjutanten ernannte. Diese Division, welche 1500 Mann stark war, wurde aus den Trümmern mehrerer Regimenter gebildet. Man nannte uns die Regimenter mit der schwarzen Cocarde, und wir bildeten die zweite Heerabtheilung, die nach ihrer Ausschiffung die Sache schon angefangen, aber schlecht angefangen fand. General Hoche trieb die Emigranten und eine jammernde Bevölkerung von 10,000 Seelen auf die Halbinsel zurück und schlug auf den Höhen von St. Barbe sein Lager auf. Man beschloß, ihn am 16. Juli anzugreifen, aber wir kamen zu spät, um noch an dem Gefechte Theil nehmen

zu können. Herr von Sombreuil wollte als einfacher Freiwilliger mitkämpfen, und ich folgte ihm. Der Angriff sollte in der Nacht auf drei Punkten zugleich stattfinden. Herr von Vauban sollte in der Bai von Carnac landen und die Republikaner in der Flanke, Herr von Tinteniac sie von Hinten und das Hauptcorps sie von Vornen angreifen. Diese Plan wurde von zwei Ueberläufern dem General Hoche verrathen, und dieser stellte daher seine Truppen so auf, daß sie durch ihre Verschanzungen gedeckt waren, maskirte seine Artillerie, und erwartete uns. Die königliche Armee setzte sich um zwei Uhr Morgens in größter Stille in Bewegung. Unsere Scharfschützen stürzten sich in die Verschanzungen, da entzündet sich plötzlich die ganze feindliche Linie wie ein Lauffeuer, die Artillerie beginnt ihr Feuer, und die Höhen sind wie von einem fortlaufenden, langen feurigen Streifen eingefaßt. Im Hintergrunde sieht man die Kanonierer in Thätigkeit, die, vom Pulver geschwärzt, einer Legion von Teufeln nicht unähnlich sehen, welche sich in ihren Flammen herumtreibt. Der Rauch umzog uns in dicken Wolken, und man war zu glauben versucht, der Himmel stürze über unsern Häuptern ein. Die Geschütze der Brustwehr brachten unsere Linien in Unordnung, die maskirten Batterien verhinderten uns, sie wieder herzustellen, und wir wurden von Kartätschenkugeln überschwemmt. Vauban, der seinen Zweck nicht zu erreichen vermag, und Tinteniac, den ein verrätherischer Gegenbefehl von der Vollführung seines Manövers abhält, überlassen nun die Schlacht den Emigranten, und diese stehen wie Felsen in diesem Feuerregen. Jede Artillerie-Salve des

Feindes schlägt eine ganze Reihe zu Boden, das Regiment Dudresnay verliert seine ganze Eliten-Kompagnie mit allen ihren Officieren, sein Oberst, Herr von Talhouet, fällt, und eine Kanonenkugel reißt den Herzog von Levis sammt seinem Pferde nieder. O, theuerster Großvater, das war ein heißes Gefecht! Herr von Puisaye behauptete, daß, seitdem die Menschen Krieg führen, größere Thaten von Heldenmuth und Unerschrockenheit noch niemals geschehen seyen. Unsere tapfersten Edelleute fielen einer nach dem andern, und ihr letztes Wort war der Ruf: „Es lebe der König!" Der rechte Flügel der Royalisten war geworfen, ohne daß er in den Kampf gekommen wäre, unsere Braven sahen den gewissen Tod vor sich, und sie starben ihn. Herr von Hervilly eilt mit dem linken Flügel herbei, allein bald liegt auch dieser vom Kartätschenhagel niedergeworfen zu Boden. Ein achtzigjähriger Greis, der Generalmajor Herr von Rossel, bildet aus lauter in Schlachten ergrauten Officieren der Land- und Seetruppen eine Kompagnie, und stürmt damit gegen den Feind, aber sie wird bis auf den letzten Mann aufgerieben."

„Ich glaube, hoffen zu dürfen," sagte nun Herr von Soulanges, „daß auch du, Hektor, nicht ferne von diesem blutigen Schlachtfelde warst."

„Ich befand mich an der Seite des Herrn von Sombreuil. Endlich gibt Herr von Hervilly, zum Tode verwundet, den Befehl zum Rückzuge. Der Adjutant, der diesen Befehl überbringen soll, wird durch eine Kugel getödtet, und während der linke Flügel der Royalisten den Rückzug beginnt, läßt sich ihr rechter Flügel unter der

Mündung der Kanonen der Republikaner niederschießen. Es gab da Scenen, die ohne Gleichen sind. Die Blauen benutzen den Augenblick und verlassen ihre Verschanzungen, um unsere Niederlage vollständig zu machen. Herr von Sombreuil bietet ihnen die Spitze, unterstützt von dem Generallieutenant Herrn von Boissieux, der seinem Grade entsagend die Stelle eines Kapitäns im Regimente Hervilly übernimmt. Herr von Rathalier deckt den Rückzug mit seinen Artilleristen. Dieser unglückliche Mann sieht seinen Sohn an seiner Seite fallen, und obwohl ihm der Schmerz über seinen Verlust Thränen auspreßt, so ruft er doch heldenmüthig aus: Hier gibt es weder Vater, noch Sohn, sondern nur Republikaner und Royalisten. Wir zogen uns in das Fort Penthievre zurück, und die Blauen bedeckten nun das Schlachtfeld, um die Todten zu plündern. Man blockirte jetzt die Halbinsel, die wir durch das Fort vertheidigten. Vier Tage brachte man unthätig zu. Die durch Herrn von Sombreuil befehligte Abtheilung kampirte zu St. Julien, ein und eine halbe Meile vom Fort. In jeder Nacht gingen gefangene Republikaner, die sich in England bei den Royalisten hatten anwerben lassen, zum Feinde über, und einer derselben machte dem General Hoche den Antrag, ihm das Fort Penthievre zu überliefern. Er hatte sich das Losungswort zu verschaffen gewußt und ließ unter der Garnison noch mehrere Mitverschworene zurück. Man gibt ihm die Uniform eines royalistischen Freiwilligen und stellt dreihundert Grenadiere unter seinen Befehl. Um eilf Uhr Nachts verlassen sie das Lager der Republikaner und schleichen sich bis um die Mitte des Leibes im Wasser

längs des Felsens hin bis zum Fuße des Forts. Hoche folgt ihnen mit der Armee. Ein schrecklicher Sturm verbirgt ihr Unternehmen und setzt sie selbst in Schrecken. Heftige Windstöße, die den Sand in die Höhe treiben, leuchtende Blitze und Schlossen rauben ihnen die Sehkraft und bringen sie in Verwirrung, aber es gelingt ihnen wieder, sich zu sammeln. Die Ueberläufer geben das Losungswort, erklimmen den Felsen, die Mitverschworenen, die sie unter der Besatzung haben, reichen ihnen die Flintenkolben zum Hinaufsteigen, die Grenadiere dringen in das Fort ein und machen alles nieder, was ihnen aufstößt. Hoche seinerseits trifft bei den ersten Verschanzungen ein und greift sie mit dem Bajonette an. Inzwischen erkennt die Besatzung die Nähe des Feindes, die Kanonierer eilen auf die Batterien und feuern ihre Geschütze auf die Republikaner ab. Die Gewehre der letztern sind naß geworden, sie gehen nicht los, und Hoche hält alles für verloren. Da erhebt er die Augen; die dreifarbige Fahne weht auf dem Fort, die Kanonierer der Royalisten werden hinter ihren Kanonen niedergemacht, und die Verräther dringen über Haufen von Todten zum Thore vor, öffnen es, und lassen den General ein, der sie sogleich mit den Officiers-Epauletten belohnt. Noch muß das verschanzte Lager erobert werden; ein Bataillon Emigranten läßt sich darin tödten. Der Graf von Grammont eilt mit seiner Compagnie zu Hilfe, aber die gefangenen Republikaner, aus denen sie besteht, machen ihre Anführer nieder und erheben die Gewehrkolben gegen ihre alten Kameraden. General Puisaye will eine Angriffslinie bilden, aber die Menge von

Flüchtlingen, Bauern, Weibern, schreienden Kindern, die gegen das Meer fliehen, durchbricht die Reihen und reißt den General mit fort. Inzwischen sahen wir von St. Julien aus beim Anbruche des Tages die dreifarbige Fahne auf der Spitze des Forts wehen, und einstimmig wird der Entschluß gefaßt, Penthievre wieder zu erobern oder zu sterben. Man sieht endlich die große Menge der Feinde heranziehen. Alles ist verloren, ruft Herr von Sombreuil aus, wir wollen uns erhalten, um wenigstens die Wiedereinschiffung zu decken. Von allen Seiten zogen die Kolonnen des Generals Hoche im Sturmschritte und enge geschlossen heran. Das Gedränge der Flüchtigen befindet sich zwischen dem Meere und den Bajonetten eingeengt. Das Meer geht hoch, der Wind ist konträr, und die englische Escadre weicht nicht von der Stelle. Die Soldaten zerbrechen ihre Waffen, die Bauern wälzen sich voll Verzweiflung im Sande, viele stürzen sich ins Meer. Officiere stoßen sich an den Felsen die Hirnschale ein, ja ich habe deren gesehen, die sich in ihre Degen stürzten. Endlich nähern sich englische Fahrzeuge, aber nun beginnt eine noch schrecklichere Scene. Jeder will zuerst hinein, die Menge stürzt sich in die Schaluppen, mehrere, die überfüllt sind, versinken, und das Meer ist mit Unglücklichen bedeckt, die gegen die Wogen kämpfen. Man droht den Zudringlichsten, man stößt sie mit den Rudern zurück, sie klammern sich an den Rand an, und man haut ihnen mit Säbeln die Hände ab. Viele kamen durch die Kugeln der Blauen um. Baron von Damas verbindet seinem Pferde die Augen, gibt ihm beide Sporen und stürzt sich mit ihm ins Meer, das beide

verschlingt. Es wurden übrigens auch große und edle Thaten verübt. Ein Grenadier trug seinen verwundeten Officier in ein Schiff, und kehrte dann ans Land und in das Gefecht zurück. Zwei Landleute aus der Bretagne trugen den Herzog von Levis zu einem Schiffe, und als man ihnen sagte, es gebe keinen Raum mehr, entgegneten sie, sie suchten nur für ihren Kommandanten, nicht aber für sich Aufnahme. Zu gleicher Zeit rief der Fahnenträger des Regiments Hervilly: „Rettet nur meine Fahne; ich sterbe gerne!“ Aber der alte Herzog nahm die Fahne, und nahm ihn mit ihr in das Schiff auf. Karl von Lamoignon rettete seinen verwundeten Bruder in eines der Schiffe, und kehrte in den Kampf zurück. Drei royalistische Kanonierer, die sich bereits außer Gefahr befanden, wurden von dieser That so ergriffen, daß sie ihm wieder in das Treffen zurückfolgten und kämpfend mit ihm starben. Die englischen Officiere wetteiferten mit einander an Aufopferung; die Schiffskapitäne übernahmen selbst die Leitung der Fahrzeuge und fuhren bis unter die Kugeln der Blauen, um die Royalisten zu retten. Inzwischen legten sich Kanonierschaluppen in die Nähe des Ufers, und beschoßen die Reihen der Republikaner, die dadurch in der Ferne gehalten wurden. Das Kreuzfeuer der Fregatte „Pomona“ und einer Corvette, die sich so viel als möglich dem Ufer genähert hatten, beschießt sie von Vornen und von der Seite, aber die Kugeln schlagen auch in die Reihen der Royalisten ein. Herr von Sombreuil will diesen Augenblick benützen und befiehlt den Angriff mit dem Bajonette. Ich war einer der Jüngsten seines Korps; alle Soldaten desselben waren alte Officiere, welche

die Kriege in Flandern und Holland mitgekämpft hatten. Sie stürzen sich zitternd vor Wuth in den Feind. — — O warum hat man uns hier nicht sterben lassen bis auf den letzten Mann?" unterbrach sich Hektor selbst, indem seine Augen von Thränen glänzten, die er wie in Verlegenheit über die Rührung, die ihn unwillkührlich befallen, unter einem Lächeln zu verbergen suchte.

Fräulein von Soulanges sah ihn an und schlug dann sogleich wieder die Augen nieder.

Hektor fuhr fort: „Aus den feindlichen Reihen schrie man uns zu: Legt die Waffen nieder, und man wird eurer schonen. Wir hatten keine Patronen mehr, unsere Streitkraft war bis auf achthundert Mann herabgesunken und hatte es mit einer Armee von fünfzehntausend mit Munition versehener Soldaten zu thun. Aber wir setzen den Kampf mit einer Tapferkeit fort, die selbst den Feinden Staunen und Achtung einflößt, und der General Humbert macht Vergleichs-Vorschläge. Herr von Sombreuil, erst einen Augenblick unschlüssig, willigt aber endlich ein, und man unterhandelt. Hoche verbürgt sich mit seinem Worte für das Leben der Gefangenen, doch sollten zuerst die Engländer ihr Feuer einstellen; Beauregard übernimmt es, sie zu unterrichten, und kehrt wieder zurück. Die Kapitulation kommt endlich zu Stande. Ich glaube Herrn von Sombreuil noch zu sehen, wie er seinen Säbel halb aus der Scheide zieht, achtungsvoll küßt, und ihn dann in die Hände des Bösewichts Tallien niederlegt, der nicht einmal werth gewesen wäre, von ihm durchbohrt zu werden."

Hektors Stimme hatte zuletzt eine gewisse Heftigkeit und

Wildheit angenommen; er schwieg nun und suchte seine Thränen unter einem Lächeln zu verbergen. Alle waren auf die Fortsetzung seiner Erzählung gespannt.

„Was soll ich Ihnen noch sagen?“ fuhr er fort; „die Gefangenen wurden endlich fortgeführt, an ihrer Spitze Herr von Sombreuil und der ehrwürdige Bischof von Dol und achtzehn Geistliche, die sich mit uns zu Gefangenen ergeben hatten. Man hat sie nach Auray geführt.“

„Und du bist entkommen?“ fragte schnell Herr von Soulanges.

Der Vikomte brachte zögernd die Worte hervor: „Ja Großvater! O,“ fuhr er sogleich fort, „wenn Sie die Fassung dieser Gefangenen gesehen hätten, dieser alten Krieger, des Kernes der alten Armee, ergeben in ihr Schicksal, wie sie waren, und mit Lumpen und Wunden bedeckt! Es waren ihrer ungefähr tausend; sie hatten nur eine schwache Bedeckung, und der größte Theil der letztern war betrunken. Sie hätte während dem lange Nachtmarsche den Gefangenen nicht Widerstand leisten können, diese würden in jeder Hütte Aufnahme gefunden haben, und die Bauern hätten sie mit Aufopferung ihres eigenen Lebens gerettet. Sie wußten dieß, allein sie wollten keinen Gebrauch davon machen; sie rechneten darauf, daß man ihnen eine Kapitulation halten werde, welche die Republikaner mit ihrer Ehre verbürgt hatten.“

„Wenn die Kapitulation einmal abgeschlossen war,“ fiel Herr von Soulanges ein, „dann mußte sie natürlich auch gehalten werden.“

„Eine Lüge, eine schändliche Lüge war sie!“ erwiederte

Hektor heftig. „Die Soldaten der Eskorte selbst enttäuschten die Gefangenen darüber und riethen ihnen zur Flucht; der Kommandant der Legion von Nantes ließ sieben oder acht Edelleute, die seine Landsleute waren, in Kleidern seiner Soldaten entwischen. Herr von Kerveno sagte uns: Ich kenne die Treue der Revolutionäre zu gut, als daß ich einen Augenblick zweifeln könnte, sie werden uns alle opfern.“

Diese Worte waren dem Vicomte unwillkührlich entschlüpft, aber er konnte sie nicht wieder zurücknehmen und schwieg verlegen darüber, daß er so viel gesagt habe.

Glücklicherweise ergriff Herr von Soulanges sogleich das Wort sagte: „Nein, das ist unmöglich; das einmal gegebene Wort wird überall in Frankreich strenge gehalten, und besonders unter den Soldaten. Warum sollten Officiere, Generäle sich ohne Ursache mit Schmach bedecken, indem sie eine Kapitulation brechen, die auf dem Schlachtfelde geschlossen wurde? Das ist unmöglich, sage ich dir. Und wohin hat man denn die Gefangenen geführt?“

„Nach Auray, wo man sie in der heiligen Geist-Kirche und in jener der Franziskaner aufeinandergeschichtet hat, ohne ihnen Stroh zum Lager, und Brod und Wasser zur Nahrung zu geben. Ich beklage besonders den armen alten und hinfälligen Bischof von Dol, den man die ganze Nacht hindurch im Soldatenschritte marschiren ließ, um ihn dann in eine Kirche einzusperren, die in einen abscheulichen Kerker umgewandelt worden ist.“

„Mein Gott,“ sagte der Abbé mit einem Seufzer, indem er die Hände faltete, „sey uns gnädig!“

„Genug!“ rief der Vicomte ihn unterbrechend, indem er

seine Haare zurückschob, „denken wir nicht mehr an diese Scenen, ich bin nun in Ihrer Mitte; wir wollen die Augenblicke benützen, die uns Gott schenkt."

Er warf einen schnellen und argwöhnischen Blick um sich, und begegnete nur den schönen Augen des Fräuleins, vor denen er die seinigen niederschlug. Viktorine hatte den Blick noch fest auf ihn gerichtet; sie schien in seiner Seele lesen zu wollen, die, wie sie ahnete, ein Geheimniß verbarg, das er sorgfältig zu verhüllen suchte. Man aß nicht, und die Mahlzeit ging traurig vorüber, ja selbst Hektor hatte nicht viel Appetit, so sehr er sich dessen vorher gerühmt hatte.

Man erhob sich und kehrte in den großen Saal zurück, wo Hektor nun mit dem Abbé eine Partie Schach begann. Viktorine nahm ihre Stickerei wieder zur Hand, und Herr von Soulanges saß gedankenvoll in seinem Lehnstuhle. Frau von Locmaria hatte sich in die Nähe der Spielenden gesetzt, um sich im Stillen an dem Anblicke ihres Sohnes zu erfreuen; sie fand ihn größer, stärker, etwas verbrannt zwar durch die Sonne, aber übrigens besser aussehend, als früher. Das Stillschweigen, das im Saale herrschte, wurde nur hier und da von dem Ausruf der Spielenden, besonders Hektors unterbrochen, der großes Vergnügen an der Partie zu finden schien. —

Plötzlich hörte man fernes Getöse und Trommelschall.

„Was ist das?" rief Frau von Locmaria aufstehend.

Die Schachspieler unterbrachen ihr Spiel und Jedermann horchte.

„Ja," sagte Hektor mit lauter Stimme, damit man

das Getöse weniger hören sollte, ja ich höre es, es ist Donnerschall und Windgebrause. Wir — —

Frau von Locmaria gab ihm ein Zeichen, zu schweigen, und sagte: „Schon wieder! Horcht!“

Sie öffnete das Fenster.

„Das Gewitter ist vorüber und das Firmament rein und voll Sterne.“

Man hörte nun deutlich die Tambours, die einen Marsch schlugen. Verworrenes Geschrei ertönte aus der Ferne, und man sah Fackeln sich auf der Straße von Auray bewegen.

„Mein Gott!“ rief Frau von Locmaria, „was geht hier vor?“

„Man muß Jemanden abschicken, der sieht, was es dort gibt,“ sagte Herr von Soulanges.

„Dominik,“ erwiederte seine Tochter, „hat Joseph nach Vannes geschickt, und wahrscheinlich auch auf diesem Wege einen Posten aufgestellt.“

Sie machte nach diesen Worten eine Bewegung nach der Thüre, die sich aber plötzlich öffnete. Dominik trat ganz bestürzt ein.

„Was gibt es?“ riefen Beide zugleich.

„Man führt sie eben nach Vannes, Herr Graf.“

„Wen?“

„Die Edelleute — die Gefangenen — die Emigranten, die bei Quiberon gefangen genommen wurden, — und morgen beim Anbruche des Tages werden sie erschossen werden.“

„Erschossen! das ist unmöglich!“

„Man hat diesen Vormittag in Auray Gericht über sie gehalten und sie verurtheilt. — — O Madame, es ist

ein jammervoller Anblick, sie zu sehen. — Joseph hat mich von ihrer Annäherung in Kenntniß gesetzt, und ich lief hin, sie zu sehen. Sie marschirten in Reih und Glied mit den Soldaten, aus ihren Mienen sprach Ruhe und Fassung. Alle Bauern warfen sich längs des Weges, den sie zogen, auf die Kniee nieder; alle weinten. Und der greise Bischof, der sich unter den Gefangenen befindet, gab ihnen seinen Segen, — — und die Priester, die ihn umgaben, beteten. Die Soldaten selbst schämten sich der Erfüllung ihrer Pflicht; sie bedauerten die Gefangenen, und sprachen dieses auch gegen sie aus.''

Hektor senkte den Kopf, Frau von Locmaria und der Abbé stießen Seufzer aus.

„Welche Schändlichkeit!'' rief Herr von Soulanges entrüstet aus. „Aber was hält die Gefangenen auch jetzt noch zurück? Warum suchen sie nicht zu entkommen?''

„Es ist zu spät,'' erwiederte Dominik. „Ein einziger hat sich entfernt, und dieser hat sein Ehrenwort gegeben, wieder zurückzukehren.''

„Und was sagen denn die Generäle, welche die Kapitulation mit ihnen geschlossen haben?''

„Sie entschuldigen sich mit schlechten Gründen,'' antwortete Hektor. „Sie haben die Gefangenen den Repräsentanten überliefert und waschen, wie Pilatus, die Hände in Unschuld. Die Repräsentanten sagen, die Bedingungen der Kapitulation hätten nur Geltung für die republikanischen Ausreißer. Die Kapitulation ist nur mündlich geschlossen worden, und einer wirft die Schande ihrer Nichterfüllung dem andern auf den Hals.''

„Du weißt also alles Vicomte?“

„Ja, mein theuerster Großvater.“

Es machte ihn ein wenig verwirrt, die Wahrheit der Sache in seiner Erzählung etwas entstellt zu haben. Viktorine sah ihn mit einem scharfen und unruhigen Blicke an.

„Du hast doch alle Vorsichtsmaßregeln getroffen?“ sagte Frau von Locmaria zu Dominik. „Mein Sohn hätte wohl keine Gnade zu hoffen, wenn man ihn entdecken würde.“

Sie fragte nun, ob die Thüren alle verschlossen wären, ob der Ort, in welchem man ihn verbergen wollte, mit Lebensmitteln versehen sey, ob die Leute, die wachen sollten, auf ihren Posten wären.

„O Madame,“ antwortete der alte Dominik, „für diese Nacht dürfen wir wohl unbesorgt seyn. Fürs Erste versetzt die Ankunft der Emigranten ganz Vannes in Bewegung und Unruhe, dann feiert man dort ein großes Fest, den Jahrestag der Hinrichtung Robespierre's. Die Klubisten haben den ganzen Tag hindurch Reden gehalten, die Republikaner unter den Bürgern haben patriotische Lieder gesungen, und jetzt noch wird überall Musik gemacht und getanzt. Der Sohn der Genovefa hat diese Nachrichten überbracht.“

„Sie haben dazu einen sonderbaren Augenblick gewählt,“ sagte Herr von Soulanges. „Es lohnt wohl die Mühe, sich des Todes Robespierre's zu freuen. Diese Herrn sind ja selbst nicht besser, als er.“

Dominik entfernte sich, Hektor folgte ihm und flüsterte ihm ins Ohr: „Wecke mich morgen früh bei Anbruch des Tages, vor vier Uhr, hörst du?“

Der alte Diener sagte es erstaunt zu, der Vikomte kehrte in das Zimmer zurück und suchte ungezwungen, das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken.

„Wie sehr vermißte ich ihren guten Kaffe, liebste Mutter," sagte er, „erst auf der „Pomona" habe ich zuerst wieder ziemlich guten getrunken."

Nun schritt er, im Aeußern ganz gleichgültig scheinend, einige Mal im Zimmer auf und ab, blieb endlich vor dem Bücherschranke stehen, und sagte ein Buch herausnehmend: „Ah sie da, mein alter Plutarch!"

Er blätterte in dem Bande, und in dem Leben des Scipio Africanus fiel sein Blick wie zufällig auf den Namen Regulus.

„O," rief er munter aus, „ich erinnere mich noch recht gut, diese Stelle mit allem Fleiße studirt zu haben, nicht wahr Abbé?"

„Ja, Herr Vicomte, wir haben sie eifrig studirt."

„Die That des Regulus hat mich in meiner Jugend mit Begeisterung erfüllt, aber sollte es denn wirklich Leute dieses Schlages gegeben haben?"

„Warum nicht, mein Sohn?" sagte Herr von Soulanges kalt. „Wir besitzen in der Geschichte unseres Hauses ein ganz gleiches Beispiel. Einer deiner Vorfahren, von den Sarazenen gefangen und auf sein Ehrenwort von ihnen entlassen, kehrte wieder in seine Gefangenschaft zurück, als er nicht so viel Geld zusammenbringen konnte, als er zu seiner Auslösung bedurfte."

„Wohl, dieß geschah vormals, aber glauben Sie, daß es in unserer Zeit noch Männer gibt, die einer solchen That fähig wären? Ich kann es nicht glauben."

„Du hast uns ja doch so eben ähnliche Züge erzählt,“ entgegnete der Großvater.

„Das wohl, aber im Allgemeinen sind wir nur Menschen ohne Charakter und Ernst, wir können nur lachen und tanzen; wir sind zu leichtsinnig und ausgeartet, als daß wir noch großherziger Thaten fähig wären. Was mich betrifft, so versichere ich Sie, daß ich nicht wie Mutius Scävola die Hand ins Feuer halten könnte; die kleinste Verwundung preßt mir einen Schrei des Schmerzes aus.“

„Du hast übrigens hier zwei oder drei Schmarren, die nicht unbedeutend sind und deine Selbstanklage widerlegen.“

„Kleinigkeiten, die man in der Hitze nicht fühlt.“

Viktorine saß wieder an ihrer Arbeit, Hektor sah sie an und wandte sich dann zu seiner Mutter, ihr leise ins Ohr flüsternd, wie sehr er seine Base verschönert finde. Vikorine errieth, daß er von ihr spreche und erröthete. Niemand hatte jedoch eine Ahnung von dem Zustande ihrer Seele. Immer im Innersten mit Hektor beschäftigt, den sie in ihr Abendgebet einzuschließen niemals unterließ, hatte sie auch während des Gespräches, das kurz vor seiner Ankunft geführt wurde, nur an ihn gedacht, sein plötzliches Erscheinen hatte daher etwas Wunderbares für sie, und schien ihr bloß eine Folge der geheimen Geisterbeschwörung ihres Herzens zu seyn. Der Zustand, in welchem sie ihn wieder sah, bleich, blutend und noch ganz erhitzt vom Kampfe, übertraf alle ihre Träume. Hektor war für sie ein Held, ein lebendes Bild jener tapferen Ritter, deren Großthaten sie so oft hatte erzählen gehört.

Hektor betrachtete seine Base lange. Alle Erinnerungen

aus einer frühern Zeit wachten nach und nach wieder in ihm auf; er sah das schöne Kind noch, wie es mit ihm auf der Terasse des alten Schlosses spielte; er erinnerte sich ihres Lebewohls, als er schied, der Pläne, welche die Familie mit ihnen hatte, und der Börse, die sie ihm zum Andenken gegeben. Viktorine war damals noch ein Kind gewesen, groß und schön fand er sie wieder; sie war zwar keine glänzende Schönheit, aber ihre Züge waren regelmäßig, und ein bezaubernder Ausdruck lag in ihnen. Die Stickerei, die sie vor sich hatte, war eine große Tapete; sie hatte sie schon vor der Abreise Hektors angefangen, und diese Arbeit enthielt nun gleichsam die Lebensgeschichte des Fräuleins seitdem Hektor sie nicht mehr gesehen hatte. Seit jener Zeit, wo er in den Krieg zog, hatte sie ihn am nämlichen Fenster sitzend und mit der nämlichen Arbeit beschäftigt erwartet, und als er nun zurückkehrte, fand er das ehemalige stille und ruhige Glück wieder, von dem er so oft unter den Beschwerden des Kriegslebens geträumt hatte. Unwillkührlich verfiel er in tiefe Betrachtungen, und seine Augen füllten sich mit Thränen, die zurückzuhalten er sich vergebens bemühte. Viktorinen erschreckten seine Blicke und seine Thränen; Frau von Locmaria betrachtete beide lächelnd.

Herr von Soulanges hatte inzwischen das Fenster geöffnet, sah hinaus und rief dann seinem Enkel zu: „Wir wollen nun zu Bette gehen, mein Sohn; wir können ja morgen noch mehr sprechen. Wir werden morgen schönes Wetter haben, der Himmel ist ganz rein, und das Gewitter hat eine erquickende Frische in der Luft zurückgelassen.“

Herr von Caradec wünschte gute Nacht, und die Fa-

milie machte sich bereit, in das Zimmer zu gehen, wo die Herrschaft mit der Dienerschaft gemeinschaftlich das Abendgebet verrichtete.

„Meine theuerste Mutter," sagte Hektor zu Frau von Locmaria, „sagen Sie mir, ehe wir scheiden, wie es Ihnen seit meiner Entfernung in Bezug auf Ihr Vermögen ergangen ist?"

Frau von Locmaria hatte die Frage ihres Sohnes überhört, Herr von Soulanges nahm ihn nun bei Seite und sagte zu ihm: „Sprich nicht darüber mit ihr; sie würde nur dadurch an deinen Vater erinnert werden und der Schmerz um seinen Verlust aufs Neue in ihr erwachen. Beunruhige dich nicht darüber. Es ist uns noch genug geblieben, und es befindet sich an einem sichern Orte. Euere Zukunft, meine Kinder, ist für jeden Fall gesichert."

„O," sagte der Vicomte, „ich bin ruhig darüber. — — Es ist übrigens nicht meinetwegen, lieber Großvater, glauben Sie ja nicht — — Ich wollte mich nur von der Lage meiner Familie in dieser Beziehung unterrichten."

Inzwischen hatte Frau von Locmaria Viktorine umarmt, und ihr lächelnd zugeflüstert: „Du darfst Hektor als deinen künftigen Gemahl betrachten, liebes Kind!"

Man begab sich in das Betzimmer, warf sich auf die Kniee, die Herrschaft im Vordergrunde, die Dienerschaft hinter ihr, und der Abbé betete das Abendgebet mit zitternder Stimme laut vor.

„Danken wir Gott im Gebete für die Befreiung meines Sohnes!" sprach Frau von Locmaria.

„Nein, liebe Mutter," erwiederte Hektor, „wir wollen

ihn vielmehr bitten, er möge jenen, die etwa dem Tode nahe sind, die Gnade eines schönen, seligen Todes geben."

Der Abbé fügte auf diese Aufforderung hin den gewöhnlichen Gebeten auch jene für Sterbende bei.

Nachdem sich Frau von Locmaria erhoben hatte, wiederholte sie ihre Befehle in Betreff des Aufenthaltes ihres Sohnes; sie erinnerte sich der Lebensweise, die er liebte, an seine Lieblingsstellen im Garten, und mischte unter alle diese Erinnerungen Anordnungen und Aufträge, die sie schon zehn Mal gegeben hatte. „Denn," fügte sie bei, „da ich jetzt meinen Sohn wieder einmal habe, so will ich mir ihn nicht wieder entreißen lassen. Man würde es auch vergebens versuchen, und ihn nur stückweise aus meinen Armen bekommen."

Viktorine hatte mit liebenswürdigem Eifer die Vollziehung aller Anordnungen der Frau von Locmaria übernommen, und als daher der Vicomte, der mit seinem Großvater gesprochen hatte, sich umwandte, um ihr eine gute Nacht zu wünschen, sah er sie nicht mehr; er fragte nach ihr und schien ihre Abwesenheit sehr zu bedauern.

Hektor neigte sich der Familiensitte zufolge, um den Segen seines Großvaters zu empfangen.

„Gute Nacht, mein Sohn!" sagte dieser.

„Gute Nacht, Großvater, gute Nacht!" erwiederte Hektor lebhaft, indem er ihm die Hand drückte. „Leben Sie wohl, theuerste Mutter!"

Er umarmte sie, und während sie über sein „Lebewohl" verwundert schien, rief er: „Ich bin so vergnügt, Sie wieder gesehen zu haben."

Als er sie bis vor die Thüre begleitete, riefen sie ihm noch ein Mal zu: „Gute Nacht, morgen sehen wir uns wieder!“

Er sah ihnen in Nachdenken versunken und seufzend nach, bis sie in der Tiefe des Ganges verschwanden. Da kehrte Viktorine, von ihm unbemerkt, zurück, sie hatte sich selbst überzeugen wollen, ob alle Maßregeln, die zur Sicherheit Hektors dienen sollten, vollzogen worden seyen. Ihr Herz wollte zerspringen, und doch war es nnr eine unbestimmte Ahnung, die es drückte, eine Furcht ohne Namen, die sie quälte. Im Vorhause angekommen und im Schatten verborgen sah sie Hektor im leisen Gespräche mit Dominik die Treppe hinaufsteigen, sie wagte aber nicht, sich zu zeigen. Dieses Gespräch erfüllte sie mit Angst und Unruhe, ohne daß sie eine gewisse Ursache davon hätte angeben können. Sie wartete bis Hektor und Dominik verschwunden waren, und begab sich dann in ihr Zimmer, wo sie jedoch vergebens zu schlafen suchte.

Der Vikomte fand sein Zimmer im schönsten Zustande, weiße Vorhänge an den Fenstern, Blumen in den Vasen, Wäsche im Schranke und alles, was es schmücken und wohnlich machen konnte. Er zuckte bei diesem Anblicke schmerzlich die Achseln und befahl Dominik mit etwas unsanftem Tone, sich zu entfernen. Doch wurde er bald wieder Herr seiner Bewegung und rief dem alten treuen Diener nach: „Gute Nacht, mein guter Dominik, morgen also!“

Als er allein war, ging er mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Bei jedem Stück des Zimmergeräthes blieb er stehen und knüpfte irgend eine Erinnerung aus

seiner Jugend an dasselbe, dann trat er ans Fenster und öffnete es. Seine Gefühle übermannten ihn und drohten, ihn zu ersticken; er mußte sich Luft machen, und er legte seinen Ringkragen ab und knöpfte seine Uniform auf. In langen Zügen zog er die frische Nachtluft ein, die aus den Bäumen und Blumen des Gartens, welche noch von dem Gewitterregen befeuchtet waren, zu ihm emporstiegen. Die Nacht war rein und still, und der Himmel glänzte von Sternen. Er konnte nicht mehr im Zimmer bleiben; leise öffnete er die Thüre und horchte hinaus; alles schlief, und er schlich leise in den Garten hinab.

In Erinnerungen verloren durchschritt er die Gänge desselben, und jedes Plätzchen erweckte neue in ihm. Endlich entdeckte er zwischen den Bäumen ein Grabmal aus weißem Marmor; ein Kreuz und ein Degen waren auf demselben sichtbar: es war das Grab seines Vaters. Er kniete vor ihm nieder, betete einige Augenblicke und entfernte sich dann mit festem Schritte.

Nun stieg er auf die Terasse, auf welche die Fenster der Zimmer seines Großvaters, seiner Mutter und seiner Base hinaus gingen. Diese Terasse erweckte die ältesten und theuersten Rückerinnerungen in ihm: sie war der Ort, an den er sich aus seiner frühesten Kindheit erinnerte: hier saß er auf den Knieen seiner Mutter, hier lehrte sie ihn die schönsten Verse Racine's stammeln. Lange weilte sein Blick auf den Fenstern dieser Terasse, denn in diesen Zimmern ruhte ja, was ihm auf der Welt das Liebste und Theuerste war. Diese Blumengeschirre, diese mit Pflanzen bedeckten Mauern, diese zerbrochenen und von Sonne und Regen geschwärzten

Statuen, alle diese Gegenstände bis auf die steinernen Bänke, die da angebracht waren, sprachen mit stummer aber verständlicher Sprache zu seinem Herzen. Er näherte sich leise dem letzten Fenster, das züchtig mit einem weißen Vorhange bedeckt war; es war das Zimmer seiner Base. Oberhalb dieses Fensters, das nur zwei Schuhe vom Boden der Terasse entfernt war, befand sich ein Gitterwerk in Form eines Korbes, welches Blumengeschirre enthielt. In Träumen verloren stand Hektor lange hier, dann näherte er sich leise, neigte sich über den Korb, pflückte eine Rose und steckte sie ins Knofloch. Als er sich entfernte, glaubte er hinter dem Vorhange einen Schatten vorüberschlüpfen zu sehen, und er ging auf den Fußspitzen zum andern Ende der Terasse, leise einige Zeilen aus einem alten Liede singend, das ihm eben beifiel. —

Er verschwand. Tiefes Schweigen herrschte im Hause.

Als Dominik am andern Tage vier Uhr Morgens in Hektors Zimmer trat, fand er ihn schon ganz angekleidet am Fenster stehen.

„Gut, daß du kommst,“ rief er ihm zu, „wir wollen fort.“

Dominik betrachtete das Bett. „Der Herr Vikomte haben nicht geschlafen?“

„Nein,“ erwiederte Hektor träumend. Er warf noch einen Blick in den Hintergrund des Gartens, wo der weiße Marmor des Grabmals zwischen den Bäumen hervorschimmerte, und wiederholte mit festem Tone: „Du sollst mir nun die Thüre öffnen, komm!“

Er schlich nun leise und behende die Treppe hinab, so

daß ihm der alte Mann kaum folgen konnte. Im Hofe angekommen, bat ihn Dominik, vorsichtig zu seyn, da man ihn ja leicht von Außen sehen könne.

„Ich muß hinaus; öffne mir das Thor.“

„Ich werde mich hüten; die geringste Unvorsichtigkeit könnte Sie ins Verderben stürzen.“

„Verdammt!“ rief Hektor zornig, „was liegt daran, ob man mich sieht oder nicht!“

„Was daran liegt? O mir liegt sehr viel daran. Was soll ich dem Herrn Grafen, was Ihrer Mutter sagen, wenn Ihnen etwas widerfährt? Sie machen mich zittern.“

„Oeffne mir nur schnell, guter Dominik, ich habe Eile.“

„Herr Vikomte, mein theuerster Herr Vikomte, wohin wollen Sie?“

„Nun wohl, ich gehe nach Vannes, wenn du es nun einmal wissen mußt.“

„Nach Vannes?“

„Ja, ins Gefängniß; siehst du, ich bin Gefangener — — Gefangener, und auf Ehrenwort hiehergekommen.“

„Gefangener! — und diesen Morgen werden die Gefangenen — o mein Gott, ich hörte den Tambour — —“

„Ja, noch diesen Morgen — — aber schweige. Ich weiß, was mir bevorsteht, aber was hätte ich thun sollen? Ich bin mit diesen Herren gefangen und verurtheilt worden, und will auch mit ihnen sterben. Ich habe dem Kommandanten mein Wort gegeben, wieder zurückzukehren; die Ehre steht auf dem Spiele.“

Dominik sank vernichtet zu Boden.

„Du begreifst wohl, alter Freund, der Weg führte so

nahe am Schlosse vorüber; ich konnte nicht widerstehen, nach so langer Zeit wieder endlich ein Mal die Meinigen zu sehen, und man ließ mich auf Ehrenwort gehen. Ich habe meine Familie umarmt und bin nun zufrieden. Doch hüte dich, besonders meine Mutter etwas wissen zu lassen. Du wirst dieß schon einzurichten wissen; sage nur, ich sey gegen deinen Willen auf die Jagd gegangen. Sprich mit dem Großvater, wenn du willst, er wird dir sagen, was zu thun sey. Ich bitte dich, erspare mir im letzten Augenblicke Thränen und herzzerreißende Auftritte; meine Mutter würde kommen, und das wäre schrecklich. Fasse Muth, mein Freund, umarme mich noch ein Mal, und öffne nun sogleich, ich bitte dich."

Der gute Mann hielt ihn mit beiden Armen fest umfaßt und schrie fortwährend mit von Seufzer halb erstickter Stimme: „O Herr Vikomte, o Herr Vikomte!" Hektor zog ihn gegen das Gitter, und Dominik öffnete dieses endlich mit zitternden Händen. Noch ein Mal rief der Vikomte ihm „Lebewohl" zu, und verschwand in der Richtung der Straße von Vannes.

Dominik war auf die Kniee niedergesunken und hielt die Hände vor die Augen, aus denen ein Strom von Thränen floß; er hatte ganz den Kopf verloren. Als er den Vikomte verschwinden sah, raffte er sich auf und sprang weheklagend dem Schlosse zu. Er hielt noch Rettung für möglich und rief die Hände ringend: „Er ist fort, er geht nach Vannes seinem Tode entgegen!" Er erfüllte das Haus mit seinen Wehklagen, und alle Bewohner des Schlosses befanden sich bald auf den Beinen. Beim ersten Worte,

welches Viktorine von dem Vorgange hörte, sagte sie: „Ich habe es gewußt."

Herr von Soulanges zum ersten Male wüthend über Dominik, lief ihm mit erhobenem Stocke nach: „Dummkopf, schweige einmal! Was mischest du dich in Sachen, die du nicht verstehst! Er hat sein Wort gegeben, er mußte es halten."

Um sieben Uhr Morgens, als sich das Volk, das Fest vom vorigen Tage fortsetzend, auf den öffentlichen Plätzen von Vannes noch mit Tanz belustigte, verließen Herr von Sombreuil, der Bischof von Dol und die Emigranten in Begleitung eines Bataillons von Paris ihr Gefängniß, wo sie die Nacht im Gebete zugebracht hatten, und stellten sich vor dem Portale der Kirche auf. Der Bischof von Dol hatte sie zu einem christlichen Tode vorbereitet. Als beim Namensaufruf der Kommandant bemerkte, daß einer der Gefangenen fehle, drängte sich Herr von Locmaria durch die Zuschauer und rief: „Hier bin ich!" Herr von Sombreuil sah es und sagte lächelnd: „Ich wußte ja wohl, daß wir uns noch auf dieser Erde sehen würden."

In diesem Augenblicke erschien ein Haufen Männer und Frauen aus der Hefe des Volkes, trunken und mit dreifarbigen Bändern geschmückt, mit Geigen an der Spitze, der den Tanzsal so eben verlassen hatte und zu den Verurtheilten einen schneidenden Kontrast bildete, auf dem Platze. Diese Leute hielten vor den Truppen, welche die Straße versperrten, ohne jedoch die Gefangenen zu beleidigen.

Plötzlich stürzten zwei Frauenzimmer durch die Volksmenge, welche die Straße füllte, von denen eine laut rief:

„Meinen Sohn, meinen Sohn, o gebt mir meinen Sohn wieder!“

Hektor von Locmaria erblaßte, als er seine Mutter in der Rufenden erkannte, und bedeckte sich die Augen mit den Händen. Frau von Locmaria stieß fortwährend ein herzzerreißendes Geschrei aus. Sie stürzte auf den ersten Officier zu, den sie sah, und rief: „Ich, mein Herr, verdiene den Tod, ich bin seine Mutter! Ich habe ihm die Waffen in die Hand gegeben, ich bin Royalistin! In meinem Hause wurde die Verschwörung beschlossen, ich besitze verborgene Waffen, aber mein Sohn wußte nicht, was er that, er ist ja noch ein Kind. Führen Sie mich zu Ihrem General, ich habe ihm wichtige Entdeckungen zu machen.“

Ohnmächtig sank sie nach diesen Worten in die Arme des Fräuleins, ihrer Begleiterin. Die Edelleute beschäftigten sich mit Frau von Locmaria mit einer Rücksicht und Höflichkeit, als wenn die ganze Scene in einem Gesellschaftssaale vorgefallen wäre, und die Soldaten führten sie fort. Viktorine unterstützte sie schweigend, mit trockenem Auge, wie durch eine übernatürliche Kraft aufrecht erhalten, und mit einer Standhaftigkeit, die weit über ihre Jahre und ihr Geschlecht ging. Republikanische Officiere wollten sie trösten und bei Seite führen. „Lassen Sie mich,“ sagte sie ihnen mit Würde; „Sie sehen, daß ich ruhig bin, denn hier ist es nur an den Meuchelmördern, zu zittern.“

Die Edelleute, die zuerst hingerichtet werden sollten, setzten sich nun, sechzig an der Zahl, von Soldaten umgeben und beim Schalle der Trommel in Bewegung; an ihrer Spitze befanden sich Herr von Sombreuil und der

Bischof von Dol. Sie gingen wie bei einer Feierlichkeit nach ihrem Range geordnet, paarweise hintereinander. Der General Lemoine hatte befohlen, um keine Zeit zu verlieren, daß man ihnen ihr Urtheil auf dem Wege vorlese, aber sie hörten nicht darauf, sondern beteten gemeinschaftlich mit lauter Stimme. Herr von Kergariou, ein alter braver Schiffskapitän, legte den Weg zum Richtplatze aus Demuth baarfuß zurück. Mehrere der Edelleute beriefen sich auf die abgeschlossene Kapitulation und klagten über Meineid, alle vertrauten bis zum letzten Augenblicke auf die Ehre der französischen Nation; andere äußerten laut ihren Unwillen über die Wortbrüchigkeit der Republikaner, und die jüngsten unterhielten sich gleichgültig mit einander. Die Weiber weinten und warfen sich längs des Weges auf die Kniee nieder; die Menge, welche folgte, wuchs immer mehr, und schon hörte man die Worte „Rache und Befreiung" flüstern.

Man kam auf dem Platze an, der zur Hinrichtung bestimmt war; es war ein öffentlicher Spaziergang, der Kaninchenberg genannt. Der ehrwürdige Bischof schien vor Ermüdung und Mangel an Befriedigung aller Bedürfnisse zu erliegen, und Herr von Sombreuil sagte ihm: „Fassen Sie Muth, hochwürdigster Herr!"

Die Officiere, die bestimmt waren, die Militär-Commissionen zu bilden, hatten sich geweigert, sich zu Diensten solcher Art gebrauchen zu lassen, und die höhern Officiere wollten nicht die Richter der Emigranten und die Soldaten nicht ihre Henker seyn. Der General Lemoine sah sich daher genöthiget, belgische und andere fremde Soldaten, die unter ihm dienten, dazu zu gebrauchen, und auch ein Bataillon

von Pariser Freiwilligen und die Bataillone von Arras und der Gironde erklärten sich bereit, die Exekution zu übernehmen.

Man stellte die Edelleute in der Promenade auf. Als sie die fremden Truppen erblickten, unter deren Blei sie fallen sollten, fielen sie auf die Kniee, hoben die Hände gegen den Himmel und beteten mit lauter Stimme für den Ruhm und das Glück Frankreichs. Die Soldaten blieben unbeweglich vor Erstaunen, die Officiere waren bewegt, und dieser religiöse Aufschwung erfüllte die Umstehenden mit tiefster Rührung. Auf allen Seiten hörte man Schluchzen und Geschrei um Gnade.

Ein Sergent reicht Herrn von Sombreuil eine Binde, um sich damit die Augen zu verhüllen, er nimmt sie jedoch nicht an. Man sagt ihm, er möge niederknien, und er erwiedert: „Ich beuge meine Kniee nur vor Gott, vor euch aber, die ihr nur Menschen seyd, will ich aufrecht bleiben."

„Ja wohl, herrliche Menschen sind sie," sagte der junge Talbourt an seiner Seite. Einige der Edelleute lächelten ihm Beifall zu.

Herr von Sombreuil drehte sich um und umarmte Hektor und jene, die ihm nahe standen. Allgemeines Geschrei ertönte aus dem Haufen des Volkes, und die Menge drohte, die Reihen der Soldaten zu durchbrechen. Der General Lemoine voll Wuth über diese Aeußerungen zu Gunsten der Emigranten kommandirte selbst „Feuer," die Flinten der Soldaten entluden sich und streckten die Emigranten auf allen Seiten zu Boden.

Man ließ die Todten auf dem Platze liegen. Ganz

Vannes eilte herbei, sie zu sehen. Am Abende ließ Herr von Soulanges den Leichnam seines Sohnes holen, um ihn unter dem Marmordenkmale an der Seite seines Vaters zu begraben. Viktorine wollte Dominik in Geheimen und verschleiert begleiten; sie mußte ihn unterstützen. Sie suchte den Körper Hektor's unter diesen unbegrabenen Leichen heraus, während der alte treue Diener weinend auf die Kniee niedersank. Die Uniform Hektors war halb geöffnet, und im Knofloche derselben befand sich noch der Stil der Rose, die er am Morgen aus Viktorinens Blumenkorb mitgenommen hatte; die Rose selbst hatten die Kugeln zerrissen und so zu sagen mit seinem Herzen vereinigt.

III.

Die Militär-Kommission.

„Ich war schon Officier unter der Regierung Ludwig XVI.," erzählte der alte, würdige Oberst B. „Das Unterlieutenants-Patent, das ich nach meinem Austritte aus der Militär-Schule zu London erhielt, ist vom Jahre 1790, und auf dessen Siegel befanden sich noch die Lilien des alten französischen Herrscher-Stammes. Zur Zeit der großen Aushebung beförderte man die Officiere, die schon gedient hatten, und ich gelangte schnell zu dem Grade eines Kompagnie-Kommandanten. Man sandte uns nach Savoyen, wo wir lange in dem Schnee und Eise dieses Landes vergraben waren, wo wir aber weder Lebensmittel noch Schuhe, in Folge der Unthätigkeit jedoch, zu der wir verdammt waren, Langeweile genug hatten. Wir stiegen dann von der Höhe der Alpen herab und kamen nach Lyon, wo wir eine Armee fanden, die von Paris gekommen war und die revolutionäre genannt wurde. Ich bin nicht im Stande, Ihnen eine richtige Vorstellung von diesen Truppen beizubringen. Sie bestanden aus lauter Dieben und Mördern, die in den verrufensten Schmutzwinkeln der Hauptstadt zusammengerafft worden waren. Ihre Kavallerie war herrlich. Sie mußte großen Theils aus Stall- und Reitknechten zusammengesetzt

seyn, die ihre Herrschaft verrathen und dann den Stall derselben geplündert hatten. Unsere Soldaten verachteten diese Freibeuter-Armee aus tiefstem Herzensgrunde, und alle Morgen fand man 20—30 derselben, die im Duell mit unsern Grenadieren geblieben waren. Und diese Räuberbande ohne Muth und Zucht wurde in guter, vollgültiger Münze bezahlt, während wir nur werthlose Assignaten erhielten. Stellen Sie sich diese zügellose Bande vor, wie sie in Lyon unter einem Collot d'Herbois hauste: Kartätschen- und Flintenkugeln und eine nimmerruhende Guillotine richteten schreckliche Verheerungen unter der Einwohnerschaft an. Auch wir mußten trotz unserm Abscheu vor diesen Metzeleien täglich an fünfzig dieser Unglücklichen niederschießen. Man mußte ohne Erbarmen seyn, die leiseste Regung des Mitleidens ersticken und bei Todesstrafe gehorchen. Officiere und Soldaten mußten jeden Augenblick befürchten, zur Strafe für das geringste, wenn auch ganz unfreiwillige Uebersehen in diesem schrecklichen Dienste, oder wegen einer Aeußerung des Mitleidens aus der Reihe der Vollstrecker des Urtheils in die der Verurtheilten gestoßen zu werden. Täglich um die Mittagsstunde wurden die Gefängnisse geleert. Man führte die Gefangenen auf den Platz Terreaux, wo man sie, von allen Seiten von Truppen umgeben, vor der Treppe aufstellte, die zum Stadthause führte. Die Municipal-Beamten traten auf die Stufen, lasen ihnen das Todesurtheil vor, und dann führte man sie zur Hinrichtung. Eines Tages kommandirte ich eine Abtheilung dieser Bedeckung. Nachdem das Urtheil vorgelesen war, ließ ich durch die Trommel das Zeichen zum Abzuge geben, als

mich Jemand gewaltsam beim Arme faßte. Ein Weib hatte die Reihe der Soldaten durchbrochen, warf sich an den Hals eines der Verurtheilten, ihres Mannes oder Vaters, und wollte ihn nicht mehr loslassen. Man hatte große Mühe und mußte alle Gewalt anwenden, sie von ihm loszureißen, und trug sie halb todt vom Platze. Ich war doch gewiß nicht Schuld an diesem Vorgange, mußte aber dennoch dreitägigen strengen Arrest dafür leiden. Meinem Lieutenant ging es noch schlimmer; er sollte mit einer ziemlich schwachen Bedeckung zwölf Lyoner zum Tode führen. Einer derselben zerreißt seine Bande, stürzt zwei Soldaten über den Haufen und verschwindet in der Allee eines Hauses; man schießt fünf oder sechs Mal nach ihm, trifft ihn aber nicht. In Lyon gibt es viele enge und dunkle Gäßchen; der Lyoner rettete sich in dem Labyrinth derselben, aber der Lieutenant wurde in das gewöhnliche Gefängniß gesperrt. Dieses wurde, wie schon erwähnt worden, jeden Mittag geleert, um die darin Befindlichen zum Tode zu führen, und wir hatten alle Mühe anzuwenden, den Lieutenant noch vor dieser Zeit frei zu machen, sonst wäre er einige Minuten später verloren gewesen. Trotz dieser Strenge gelang es uns dennoch, viele der Gefangenen durch geheime Anwerbung zu retten. Alle unsere Officiere hatten mit Gefahr ihres eigenen Kopfes mehrere solcher Soldaten unter ihren Leuten. Näherten wir uns der Gränze, so entliefen sie.

„Eines Tages wurde ich zu einer Militär-Kommission beordert; es gab nämlich zweihundert Menschen auf den Hinrichtungsplatz zu führen und dort zu erschießen. Den

Verurtheilten waren die Hände mit einer Schnur fest auf dem Rücken zusammengebunden, und sie wurden, jeder zwischen zwei Gendarmen, in einer Reihe, einer hinter dem andern zum Tode geführt. Die Truppen, welche die Execution zu vollziehen hatten, gingen auf beiden Seiten in einer Reihe. Ich kommandirte eine Abtheilung von vierhundert Mann. Man überlieferte mir hundert Verurtheilte, und theilte mir für das zweite Hundert einen Officier zu, welcher sich an der Spitze von vierhundert Rekruten, Bürgern und Bauern, befand, die erst vor Kurzem ausgehoben worden waren. Auf dem Platze, wo das Urtheil vollzogen werden sollte, befand sich eine Reihe alter Bäume, und längs dieser Bäume war ein langes Seil in halber Mannshöhe ausgespannt. Als man auf dem Platze angekommen war, stellten die Gendarmen die Verurtheilten in eine Linie nebeneinander und befestigten den Strick, womit ihre Hände zusammengebunden waren, an das ausgespannte Seil. Zu gleicher Zeit stellte sich die Executions-Mannschaft fünfzehn Schritte den Verurtheilten gegenüber auf, jede Abtheilung gegen die Vorderseite derselben gekehrt. Nachdem alle Vorbereitungen getroffen waren, erhebe ich meinen Degen, die Tombours schlagen ein, und ich kommandire Feuer. Meine Leute waren gut eingeübt, jeder Schuß traf, kein Schrei wurde gehört, und die unglücklichen Opfer waren todt. Im nämlichen Augenblicke schießen auch die Rekruten. Aber welch ein gräßliches Schauspiel bietet sich hier dem Auge dar! Man kann sich kein schrecklicheres denken. Kein einziger der Unglücklichen war zum Tode verwundet, in schaudervollen Bewegungen zerren sie an dem Seile, an dem sie

befestigt sind, und mit herzzerreißendem Röcheln schreien sie: „O mein Gott! o mein Gott! Mein Kopf, mein Hals, o tödtet mich! Gnade! Hilfe! — Während dem erschallt der Donner von zehn Kanonen, damit man ihr Geschrei nicht höre, denn wir waren von einer unzähligen Menge Volkes umgeben, das sein Geschrei mit dem der Verurtheilten vereinigte und unruhig zu werden begann. Ich ließ sogleich meine Leute ihre Gewehre wieder laden, und stellte mich mit meiner Abtheilung vor die Rekruten, die vor Furcht und Entsetzen zitterten. Auf mein zweites: „Feuer!“ hörte das Geschrei auf, und man sah nnr noch Leichen an dem Seile hängen.“

Der Oberst schwieg einige Minuten.

„Ein anderes Mal,“ fuhr er fort, „hatte ich mich von einem strengen Dienste, der mich den ganzen Tag hindurch auf die angestrengteste Weise in Anspruch genommen, kaum zur Ruhe begeben, als ich geweckt wurde und den Befehl erhielt, einem Manne zu folgen, den man mir vorstellte. Es war ein Mitglied der revolutionären Kommission, und der Befehl in gesetzmäßiger Form ausgestellt. Das Kommissions-Mitglied trug mir auf, ihm mit dreihundert Soldaten zu folgen. Ich kleide mich in Eile an, gebe meine Befehle, und meine Leute befinden sich in kurzer Zeit zum Marsche bereit. Wir ziehen stillschweigend durch die Straßen, und der Tag begann noch kaum zu grauen, als wir uns vor den Thoren der Stadt befanden. Ich wußte noch nicht, wohin oder wozu ich mit meinen Leuten bestimmt wäre. Nachdem wir drei Meilen zurückgelegt hatten, kamen wir nach Cremieux, einem Flecken zwischen Lyon

und Belley. Hundert Schritte vor dem ersten Hause hielten wir. Der Kommissär trug mir auf, meine Soldaten die Gewehre laden zu lassen und den Ort mit Wachtposten zu umstellen, die Jedermann niederschießen sollten, der den Versuch machen würde, sich zu entfernen. Nachdem dieß geschehen war, folgte ich dem Kommissär mit einer Kompagnie meiner Soldaten in das Städtchen. Die Bewohner waren noch kaum erwacht. Auf der Straße begegnete uns hier und da nur ein baarfüßiges Mädchen, das seine Kuh zur Weide führte und uns mit neugierigen Blicken vorüberziehen sah. Bald kam alles im Flecken in Bewegung; die Fenster öffneten sich, man trat auf die Straße, kehrte wieder ins Haus zurück ꝛc.; unser Anblick setzte sie in Verwunderung, auf welche aber bald Schrecken folgte. Bei jedem Hause hielten wir, der Kommissär trat ein, und ich folgte ihm mit vier oder fünf Soldaten. Sein Benehmen gegen die Bewohner war rauh und gebieterisch und seine Augen blickten spähend herum; aber die ersten Häuser gehörten armen Leuten an, die Wände der Zimmer waren nackt, die Betten schlecht, kurz er fand nichts darin, was seiner Aufmerksamkeit werth gewesen wäre. Nur in einem derselben bemerkte er auf dem Gesimse irgend ein frommes Bild in einem schlechten hölzernen Rahmen. Er nahm es sogleich und warf es in das Feuer, das im Kamine brannte, indem er den Leuten begreiflich zu machen suchte, es gebe keinen Gott mehr, und indem er ihnen eine Strafrede über ihren Aberglauben hielt, noch solche Bilder im Hause zu haben. Hierauf legte er ihnen, wahrscheinlich um mir zu zeigen, wie uneigennützig er zu Werke gehe, ein paar werthlose

Assignaten auf den Tisch, und wir entfernten uns. Die Folge wird lehren, wie groß diese seine Uneigennützigkeit gewesen ist.

„Je mehr wir uns dem Mittelpunkte des Fleckens näherten, desto schöner und ansehnlicher wurden die Häuser, und ihr stattliches Aeußere bewies, daß sie von wohlhabenden Leuten bewohnt wurden. Unser Anblick setzte sie in die größte Bestürzung, und sie waren alle wie vom Blitze getroffen, denn sie kannten die Schreckensscenen, deren Schauplatz Lyon war. Weiber, Mägde, Kinder, alles schrie durcheinander, und die Männer traten uns mit der Bläffe der Todesangst auf dem Gesichte entgegen.

„Auf, Bürger!" rief ihnen der Kommissär zu, „folgt mir. Ich bedauere, euch stören zu müssen, aber ich habe strenge Befehle, und die Pflicht geht vor allem; ihr müßt mir nach Lyon folgen."

„Man kannte, wie ich schon sagte, den Prozeßgang in Lyon und die Hinrichtungen daselbst; man wußte, daß Jeder, der eingezogen wurde, ins Gefängniß kam, und daß aus diesem nur ein Weg, der auf das Blutgerüst nämlich, führte, und Sie können sich daher denken, welchen Schrecken die Metzeleien in Lyon auf dem Lande verbreiteten. Die Weiber fingen bei den Worten des Kommissärs zu schreien an, und fielen auf die Knie oder in Ohnmacht. Dieser schwieg einige Minuten, um seine Worte die gehörige Wirkung hervorbringen zu lassen, und fügte dann bei:

„Ich begreife, daß euch dieß beunruhigt, aber wir sind ja doch nicht von Stein, beim Teufel! Darum hört mich weiter; ich sehe, daß ihr brave Leute seyd; unter uns, es

gibt vielleicht noch ein Auskunftsmittel, ein Mittel, uns zu verständigen.“

„Dieser Hoffnungsstrahl klärte die Mienen der guten Leute wieder auf, und sie horchten mit offenem Munde.

„Habt ihr Geld oder Kostbarkeiten? Wenn ihr sie auf dem Altare des Vaterlandes zum Opfer bringen und mich einigermaßen entschädigen wollt, will ich die Augen schließen und euch zu Hause lassen.“

„Obwohl mich die Worte des Kommissärs, der sich durch meine Anwesenheit durchaus nicht abhalten ließ, ganz ungescheut den Straßenräuber zu spielen, im Innersten empörten, so ließ ich mir doch nicht das Geringste davon merken; ich zwang mich, ganz gleichgültig dabei zu scheinen, denn hätte ich auch nur den Kopf geschüttelt, so würde dieser gewiß nicht lange mehr eine feste Stelle auf dem Rumpfe gehabt haben. Sie können denken, daß die armen Leute keinen Augenblick zögerten, herzugeben, was sie immer an Geld oder Geldeswerth besaßen; mehrere, die keine oder nur wenige Baarschaft besaßen, brachten alte Uhren, Geschmeide oder sonst Familienstücke herbei, die sich von ihren Voreltern auf sie vererbt, und welche sie bisher so sorgsam aufbewahrt hatten. Dem Kommissär war alles, was er empfing, zu wenig, und er quälte die Leute oft bis aufs Blut, bis sie ein reicheres Lösegeld bezahlten. So ging es von Haus zu Haus durch den ganzen Flecken mit den nämlichen Umständen und mit ganz gleichem Ausgange, und die Plünderung der reichern Einwohner wurde auf diese Weise still und ohne besonderes Geräusch bewerkstelligt.

„Als wir in die Nähe der Kirche kamen, sagte mir der Kommissär, daß er auch dem Pfarrer seinen Besuch machen wolle, indem er beifügte: „Man darf uns nicht vorwerfen, irgend Jemanden unbesucht gelassen zu haben.“

„Die Wohnung des Pfarrers war ein halb unter Epheu und Reblaub verstecktes Häuschen. Auf der Schwelle der Thüre saß ein dürftig gekleidetes Kind, das in der Morgensonne mit einer Ziege spielte, die an einem Baume festgebunden war. Wir fanden den Pfarrer in einem ärmlichen Zimmer in einem alten Lehnstuhle am Fenster sitzend und in einem Buche lesend. Er war ein Greis von hoher, magerer Gestalt, ein wenig gebeugt, mit langen gepuderten Haaren; er erhob den Kopf und betrachtete uns verwundert durch seine großen Brillen.

„Der Kommissär trat ohne alle Umstände auf ihn zu und sagte, ohne ihn eines Grußes zu würdigen: „Du mußt uns folgen, mein Freund; die Kommission hat Fragen an dich zu stellen, und du wirst uns daher nach Lyon begleiten, und zwar auf der Stelle.“

„Der Pfarrer nahm seine Brillen ab, legte sie ins Buch, und stammelte einige unverständliche Worte.

„Mache nur keine Umstände,“ sagte der Kommissär, „wir haben keine Zeit zu verlieren, und kehren auf der Stelle nach Lyon zurück.“

„Der gute Mann stand endlich auf und stotterte: „Ich glaube, man kann mir keinen Vorwurf machen.“

„Dieß kann hier nicht untersucht werden. Es geht nicht anders, du mußt sogleich mit uns!“

„Der Pfarrer erblaßte und sagte: „Mein Herr, man

weiß in der ganzen Gegend, daß ich den Gesetzen gehorche, und folglich — —"

„Sey ruhig," erwiederte der Kommissär, „das Gesetz ist gerecht. Uebrigens," fügte er bei, „nehme ich dich unter meinen Schutz, und werde dich in Lyon nicht verlassen."

„Wohl, mein Herr, ich bin ruhig und werde Ihnen folgen."

„Aber sogleich."

„Ich bin bereit."

„Du wirst in Lyon Geld brauchen; man hat im Gefängnisse nicht alle Bequemlichkeiten; gib also her, was du besitzest, ich werde dir es aufbewahren."

„Der Pfarrer zuckte die Achseln, öffnete einen großen, alten Schrank und nahm ein Papierchen heraus, in welchem sich zwei Sechslivres=Thaler befanden.

„Ah, du scherzest. Du hast Geld in der Kirche, in der Sakristei. Du muß uns dahin führen."

„Zu gleicher Zeit verließ der Kommissär das Zimmer und schlug den Weg zur Kirche ein. Der Pfarrer hatte inzwischen seiner Haushälterinn, die sich vor der Thüre befand, einige Worte gesagt, und eilte uns dann voran, indem er sagte, in der Kirche wären nur die Gegenstände, die dahin gehörten.

„Nun wohl, wir wollen sehen," sagte der Kommissär.

„Der Pfarrer öffnete die Kirche, und in wenigen Augenblicken befanden wir uns in der Sakristei.

„Oeffne nun deine Bude," sagte der Kommissär, und stieß mit seinem Säbel auf den steinernen Boden, daß es in der ganzen Kirche wiederhallte.

„Der Pfarrer zog einen kleinen Schlüssel aus der Tasche und öffnete einen Schrank mit großen Flügelthüren, worin die zum Gottesdienste gehörigen Gegenstände aufbewahrt waren.

„Recht gut, recht gut," rief der Kommissär, „hier ist Münze, die schläft; wir wollen sie wecken. Was sollen diese Sachen hier?"

„Er nahm nun Meßgewänder und was sich sonst an heiligen Gewändern vorfand, heraus, riß die Borten herunter und vertheilte sie unter die anwesenden Soldaten. Hierauf nahm er die Kelche und die übrigen heiligen Gefäße, und trat sie mit dem Fuße zusammen, um sie leichter fortbringen zu können. Dieses Schauspiel überraschte mich so sehr, daß ich kein Auge von dem gottlosen Treiben des Verruchten abwenden konnte und daher auch nicht sah, welche Miene der Pfarrer bei diesem Vorgange machte; nur bemerkte ich, daß er sein Sacktuch krampfhaft zwischen seinen Händen zerknitterte.

„Als dieses alles geschehen war, sagte der Kommissär: „Nun auf den Rückweg!" — Beim Hinaustreten aus der Kirche machte der Pfarrer Miene, in sein Haus zurückzukehren, allein der Kommissär hielt ihn zurück und sprach zu ihm: „Du hast nichts mehr in deiner Wohnung zu thun. Beunruhige dich übrigens nicht! Wenn du wider Vermuthen deine Freiheit nicht sogleich wieder erhalten solltest, so werde ich dir einige Bequemlichkeiten verschaffen und überhaupt deine Angelegenheit zu einem baldigen Ende zu bringen suchen."

„Die Haushälterinn des Pfarrers trat aus dem Hause

und brachte ihm seinen Hut und seine Tabaksdose, und das Kind nahm ihn beim Rocke und rief ihm im Patois des Landes zu: „Wohin gehen Sie, Herr Pfarrer?“

„Nach Lyon, mein Kind.“

„Ah, nach Lyon! Sie werden mir doch etwas mitbringen?“

„Gewiß!“

„O, was werden Sie mir mitbringen? Bringen Sie mir — ja, bringen Sie mir einen Rosenkranz.“

„Der Pfarrer küßte den Knaben und sagte: „Dieses Kind ist der Sohn eines Mannes von hier, der auf dem Schlachtfelde starb. Ich habe es zu mir genommen, um es zu erziehen.“

„Der Marsch begann; der Pfarrer befand sich in der Mitte des ersten Zuges.

„Wir zogen beim Tone der Trommeln, welche Marsch schlugen, durch den ganzen Flecken. Der Morgen war bereits weit vorgerückt, aber im Orte herrschte wie mitten in der Nacht die Stille des Grabes. Nur hier und da erblickte man hinter den festverschlossenen Fenstern einen der Bewohner, der dem guten Pfarrer mitleidig nachsah. Dieser legte den drei starke Meilen betragenden Weg zurück, ohne sich durch ein Wort oder eine Miene zu beklagen. Wir kamen um drei Uhr Nachmittags in Lyon an und gingen längs der Rhone dem Platze Terreaux zu, den wir überschreiten mußten.

„Als wir ans Ende der Straße kamen, die auf diesen Platz führt, mußten meine Tambours halten, denn der Ausgang derselben war von einer großen Menge Menschen

und von Truppen versperrt. Es war eben die Stunde, wo auf dem Platze die Hinrichtungen stattfanden, welche den ganzen Nachmittag hindurch währten. Es war durchaus nicht möglich, durch die Menge und durch das Quarré zu dringen, welches die Truppen um das Schaffot bildeten. Das Messer der Maschine fiel und hob sich mit der Regelmäßigkeit, mit welcher der Hammer auf den Ambos fällt, und man hörte außer dem schrecklichen Tone, den es hervorbrachte, nur das dumpfe Geklirre der Waffen und das Stampfen der Pferde. Ich wandte mich zum Kommissär, er trat vor, und da man seine Schärpe sah, machte man sogleich Platz, und wir kamen bis zu den Gendarmen, die in der Nähe des Blutgerüstes aufgestellt waren. Der Kommissär trat unter sie, gab einem der Männer, die auf dem Schaffot beschäftigt waren, ein Zeichen, zog den Pfarrer von meiner Seite jenem Manne zu, und sagte mit einem höhnischen, grinsenden Lachen zu mir: „Sie können mit Ihren Leuten nun in Ihr Quartier zurückkehren!" Die Reihe der Gendarmen schloß sich, indem sie den Kommissär und den Pfarrer in die Mitte nahmen.

„Ich ließ in Rotten abmarschiren, und wir zogen längs dem Platze hin, um sein Ende zu erreichen. Kaum wagte ich, darüber nachzudenken, wohin der Kommissär den guten Pfarrer geführt haben möge, und ging mit gesenktem Kopfe vor meiner Abtheilung her. Als wir das Ende des Platzes erreichten und eben in eine Seitenstraße einschwenken wollten, trieb es mich an, noch einen Blick auf das Schaffot zurückzuwerfen. Eine lange schwarze Gestalt mit weißen Haaren stieg eben die Stufen desselben hinan. Ich traute meinen

Augen nicht, und doch wagte ich kaum, noch ein Mal zurückzusehen. Nein, dachte ich, es ist unmöglich, denn der arme alte Mann hat ja durchaus nichts gethan, was auch dem wüthendsten Terroristen Veranlassung hätte geben können, eine Anklage gegen ihn zu erheben; ich sah noch ein Mal hin, und — da fiel eben das Haupt des alten guten Pfarrers unter dem Mordmesser der Guillotine!"

IV.

Die Statue des heiligen Georg.

Am linken Ufer der Loire, bei ihrer Mündung zwischen Bourg-Neuf und Machecould, sieht man in einer ganz öden Landschaft noch heutigen Tages weitläufige Ruinen, die sich bald mehr, bald weniger über den Boden erheben, mit Schlingpflanzen bedeckt und durch ungeheuere Strebepfeiler gestützt sind, von welchen nur noch der untere Theil steht. Diese Ruinen waren einst die Umfangsmauer einer Kirche. Hier und da steht noch ein Bogen, und das Portal ist nur eine durch Strauchwerk und aufgehäufte Steine versteckte Oeffnung. Diese Trümmer sind die Ueberreste der alten, großen Abtei St. Cyr, die den Benediktinern gehörte. Der Boden ringsumher ist mit einer wilden und verworrenen Vegetation bedeckt, in die man bis an die Knie einsinkt, und auf deren morastigen Boden Kröten hausen. Die Bewohner des Landes betrachten die Ueberreste der alten Abtei mit einer gewissen ehrfurchtsvollen Scheu, die sich besonders auf eine Begebenheit gründet, die im Frühlinge 1796 vorfiel.

Vor dem Jahre 1789 war die Abtei St. Cyr von weitläufigen Gärten umgeben, und an die Kirche stieß ein altes, zu verschiedenen Zeiten theilweise ausgebessertes Ge-

bäude, in welchem ruhig und friedlich, ihren heiligen Pflichten obliegend, ungefähr hundert Klostergeistliche wohnten. Die Besitzungen des Klosters bestanden aus Wiesengründen, Feldern, Waldungen, die sich von den Gärten an weit in die Landschaft erstreckten, und die Oekonomiegebäude und Pachthöfe befanden sich außerhalb dem Umfange des Klosters und wurden von mehreren glücklich und zufrieden lebenden Bauernfamilien bewohnt.

In Folge der revolutionären Gesetze gegen die Kloster-Gemeinden leerte sich die Abtei nach und nach. Als Charette sich an die Spitze des Aufstandes dieser Gegend stellte, ergriffen alle Bauern die Waffen, einige Mönche folgten der Armee, die Pachthöfe wurden verlassen, und in der Abtei blieben nur noch einige alte Mönche zurück, die sich, so gut sie konnten, von den Früchten des Gartens, besonders aber von Almosen nährten.

Bald wurde die Umgegend der Schauplatz des Krieges, der wegen den Repressalien, die von beiden Theilen geübt wurden, eine schreckliche Gestalt annahm. Die Abtei wurde eines Tages von den Blauen überfallen, und der noch übrige Theil der Mönche niedergemacht oder in die Flucht getrieben. Die Gebäude wurden ein Raub der Flammen, diese fanden aber an dem Granit der Kirche einen unbesiegbaren Widerstand. Die Umzäunungen der Gärten und diese selbst wurden verwüstet, die Häuser der Bauern geplündert und zerstört, und die Weiber und Greise ohne Barmherzigkeit niedergemetzelt. Dieß waren immer die schrecklichen Spuren, welche die Anwesenheit der republikanischen Truppen in der Poitou und Bretagne zurückließ.

Ein Knabe, der auf wunderbare Weise dem Blutbade entging, war Zeuge desselben. Er war der Sohn eines Gärtners der Abtei, der fünf Monate vorher in einem Kampfe mit den Republikanern seinen Tod fand, und hieß Mathurin Pasquet. Nachdem er Waise geworden war, nahmen ihn die Mönche ins Kloster, unterrichteten ihn im Lesen und Kirchengesange, und einer derselben, der ehrwürdige Pater Alois, widmete ihm besonders väterliche Sorgfalt. Die Abtei, in deren Nähe das Kind geboren wurde, war sein Vaterland, die Geistlichen waren seine Familie; am Morgen diente er in der Kirche bei der heiligen Messe, und die Zeit, wo er nicht Unterricht erhielt, brachte er mit Arbeiten im Garten zu, wo er seinen Vater zu ersetzen suchte.

Als die Blauen so plötzlich die Abtei überfielen, war er im Baumgarten beschäftiget und hatte eben nur Zeit, unter einen Haufen Stroh zu kriechen, der in der Nähe lag. In seinem Verstecke hörte er von Entsetzen ergriffen den Ton der Trommel, das Musketenfeuer, das wilde Geschrei der Soldateska und die Jammertöne der Opfer, die unter ihren Bajonetten fielen; er sah, wie die Geistlichen nach allen Seiten flohen, wie der alte Pater Alois kaum 20 Schritte von ihm von Bajonettstichen durchbohrt zur Erde sank, und wie Rauch und Flamme das kleine Häuschen seiner armen Mutter einhüllten; er erblickte endlich die Gebäude der Abtei, von dem Feuer verzehrt, mit schrecklichem Getöse einstürzen. Er war das einzige menschliche Wesen, das auf dem Platze der Zerstörung am Leben geblieben war.

Als am andern Tage nach dem Abzuge der Blauen sich die Bauern der Abtei wieder näherten, sahen sie eine gespensterartige Gestalt um die rauchenden Trümmer des Klosters schleichen. Es war Mathurin, der blaß und kraftlos mit wildem Blicke die Brandstätte anstarrte. Er hatte seit vier und zwanzig Stunden nichts genossen, beim Anblicke der Leute, die zu ihm traten, überfiel ihn ein konvulsivisches Zittern, und er fiel von Schwäche übermannt ohnmächtig in ihre Arme.

Als man ihn wieder zu sich gebracht hatte, wollte man ihn wegführen, aber er sträubte sich aus allen Kräften, den Platz zu verlassen. Sein Auge blickte starr und wild, seine Worte waren unzusammenhängend, seine Geberden ungestüm, und man sah deutlich, daß das schreckliche Schauspiel, dessen Zeuge er gewesen, ihm den Verstand verwirrt habe.

Man mußte ihn am Orte der Zerstörung zurücklassen, wo zwei junge Bursche die Nacht bei ihm zubrachten. Sie richteten ihm unter den Ruinen des Hauses seiner Mutter eine Art von Versteck ein, und versahen es mit einigen alten Geräthschaften, die das Feuer verschont hatte. Auch in der Folge war er auf keine Weise zu bewegen, diesen Ort zu verlassen. Die ersten Tage hindurch brachten ihm einige barmherzige Frauen zu essen; er selbst richtete sich später in seiner Hütte immer besser ein und pflanzte sich ein kleines Stück des Gartens mit Gemüse an, welches seine Nahrung war. Er war eigentlich nicht verrückt, und man sah ihn niemals eine Handlung begehen, aus der man dieß hätte schließen können, aber sein jugendlicher

Geist war, von einem so heftigen Anstoße getroffen, plötzlich in seinem Fortschritte gehemmt worden und blieb der eines Kindes, während sein Körper in seiner Ausbildung fortschritt. Die Bauern hatten für diese Art von verlängerter Kindheit einen eigenen Namen erfunden, und nannten ihn Mathurin, den „Einfältigen."

Dieser moralische Zustand des Knaben gab in der Gegend zu abergläubischen Meinungen Veranlassung, und man glaubte, zwischen dem „Einfältigen" und den Ruinen der Abtei beständen gewisse geheimnißvolle Bande. Da die Kirche allein stehen geblieben war, so machte man eine Art Schutzgeist aus dem Blödsinnigen, dem man die Erhaltung des Tempels und besonders einer kolossalen Statue des heiligen Georg zuschrieb, die auf dem Hochaltare stand und sehr verehrt wurde. Es gab hierüber eine Menge Sagen. Man wollte wissen, der „Einfältige" mache allnächtlich mit leisen Schritten um die Kirche die Runde; einige wollten ihn vor Anbruch des Tages auf dem Chore die Frühmette singen gehört haben, andere versicherten, ihn beim Leuchten der Blitze auf dem Thurme gesehen zu haben, dessen Spitze er vor dem Einschlagen bewahrte. An der ganzen Sache war jedoch nichts Wahres, als einige krankhafte Eigenheiten des unglücklichen Mathurins, die man ganz einfach aus den schrecklichen Erinnerungen an den Einfall der Republikaner erklären konnte.

Der Zustand, in welchem sich die alte Abtei befand, gab auch mehrfache Veranlassung zu solchen Sagen. Dichter und Maler würden zur Darstellung einer düstern Scene Vorbilder genug gefunden haben. Da die Baum=

und Gemüsegärten, so wie alle Pachthöfe bis auf ein größeres Stück Mauer, an das sich die Hütte des „Einfältigen" lehnte, zerstört waren, so sah man ringsum ein unbebautes, mit Mauertrümmern und Schutt bedecktes Land. Die Kirche, von ihren Nebengebäuden entblößt, mit ihrem geschwärzten Aeußern stand allein mitten auf diesem weiten Raume voll Zerstörung und Verwüstung aufrecht, mit der Spitze ihres schlanken, leicht und kühn gebauten Thurmes in die Wolken ragend. Weiter entfernt sah man nur düstre und einsame Wälder. Die tiefe Einsamkeit und die Spuren fluchwürdiger Verwüstung, von welcher die Kirche von allen Seiten umgeben war, gaben ihr ein gewisses drohendes und furchtbares Aussehen. Ihre Fenster waren zerbrochen, die Thüren zerstört, die schwarze und immer offene Vorhalle war nur eine Höhle, in deren dichte Finsterniß Niemand einzudringen wagte. Im Innern der Kirche gaben sich die Zerstörung und die Entheiligung noch auffallender kund: die Gemälde, die Verzierungen waren verschwunden, die Altäre entkleidet. An den nackten und beschmutzten Wänden ertönte ein geisterhaftes Echo wieder, das sich in der Finsterniß des unermeßlichen Gewölbes in ein dumpfes, grollendes Gemurre verlor. In dem Chore befand sich nichts, als die bestaubten Chorstühle, und auf dem Hochaltar, der diese langen Reihen schweigsamer Sitze überragte, stand die Statue des heiligen Georg. Diese zehn Fuß hohe, massive und roh aus Stein gehauene Figur schien den großen Altar, der ihr zum Fußgestelle diente, durch ihr Gewicht zerdrücken zu müssen. Sie stellte einen alten, mit Waffen aller Art ausgerüsteten Krieger vor,

dessen Kopf unbedeckt war, und der einen dichten Bart trug, welcher bis auf die Brust herabreichte. Sie war wahrscheinlich das Standbild eines ehemaligen Patrons des Landes, und sollte eher irgend einen alten, im Geruche der Heiligkeit verstorbenen Baron als den heiligen Georg vorstellen, welcher der Legende nach den Drachen besiegte. Die Sage behauptete, unter der Statue sey ein Schatz verborgen, zu welcher Meinung wohl der Umstand Veranlassung gegeben hat, daß die ungeheuere Figur nur einfach auf dem Sockel im Gleichgewichte ruhte und durch keine andere Bindemittel, als ihr eigenes Gewicht, auf demselben befestiget war. Die Benediktiner hätten sich leicht überzeugen können, ob diese Sage Wahrheit enthalte oder nicht, aber sie hatten es entweder aus Verehrung für den Heiligen oder aus Geringschätzung der Volkssage unterlassen. Daß nach der Plünderung des Klosters im Jahre 1793 Niemand diese Untersuchung vornahm, schrieben die Bauern der schützenden Macht des „Einfältigen“ zu, dessen Ansehen dadurch im Lande bedeutend zunahm.

Zwei Jahre später entzündete sich nach dem prunkvollen Einzuge Charette's in Nantes die Kriegsfackel in diesen Gegenden wieder, aber Charette war dem Ende seiner Laufbahn nahe. Er wurde von den Seinigen verlassen und verrathen, und die republikanischen Generäle ließen ihm auch keinen Augenblick mehr Ruhe; man umzingelte ihn von allen Seiten und verfolgte ihn in die geheimsten Verstecke des Landes. In dieser Absicht begab sich eine Compagnie der Legion von Nantes, angeblich sichern Nachrichten folgend, von Machecoul auf den Weg nach St. Cyr.

Die Legion von Nantes war am Anfange der Revolution aus Söhnen der Bürger von Nantes gebildet worden. Nach drei Jahren befand sich von denselben nur noch eine kleine Anzahl von Soldaten und Officieren im Regimente, und man hatte dieses durch die Ueberbleibsel und den Auswurf der Compagnien von Marseille ergänzt, welche Santerre gegen die Vendéer geführt hatte.

Die Compagnie, die von Machecoul nach St. Cyr zog, wurde von zwei Officieren, dem Kapitän Gobert und dem Lieutenant Geoffroy, kommandirt, welche aus angesehenen Bürgerfamilien in Nantes abstammend während des Krieges zu ihren Stellen gelangt waren. Obwohl Kapitän Gobert gegen die Vendéer nicht jene Wuth eines Jakobiners fühlte, die vor keiner Grausamkeit zurückbebte, so suchte er doch seine Pflicht als Officier der Republik zu erfüllen und ein gewisses Widerstreben zu besiegen, welches er in sich fühlte, und das man ihm als Verbrechen ausgelegt hätte. Im Grunde war er, was man damals einen „Gemäßigten" nannte, aber die Hoffnung, dieser unselige Krieg würde ein Ende haben, wenn es gelänge, den General Charette gefangen zu nehmen, gab seinem Eifer in diesem Augenblicke einen ungewöhnlichen Aufschwung.

Als die Nachricht in der Gegend von St. Cyr eintraf, eine Abtheilung der Republikaner sey im Anzuge, begaben sich die Einwohner eiligst auf die Flucht, und Niemanden fiel es in der Unruhe des Augenblicks ein, den „Einfältigen" davon zu unterrichten. Der Kapitän Gobert, der schon oft die Erfahrung gemacht hatte, daß der Ton der Trommel die Bauern in die Flucht treibe, hatte be-

fohlen, daß der Marsch nach St. Cyr stillschweigend und ohne Trommelschlag geschehe. Uebrigens gaben viele der Leute, die man ergriff, dieses Krieges müde, gerne die Auskunft, die man von ihnen verlangte. Auf diese Weise erfuhr Kapitän Gobert genau den Zustand der Abtei St. Cyr, die Sage über die Statue auf dem Hochaltare der Kirche und die Geschichte Mathurin's. Die Bauern sprachen jedoch nur mit Schrecken und mit großer Zurückhaltung darüber, und keiner wollte den Soldaten zum Führer dienen. Der Kapitän glaubte, diese abergläubischen Meinungen, möchten sie nun wahr oder erdichtet seyn, könnten dazu dienen, dem General Charette selbst oder wenigstens einigen wichtigen Personen seiner Partei in diesem geheimnißvollen Verstecke Sicherheit zu gewähren. Die Geschichte mit dem Schatze war für die Soldaten sehr anlockend, und wurde um so mehr von ihnen geglaubt, da es in diesem Kriege sehr häufig geschah, daß Familien, die zur Flucht genöthigt wurden, ihr Geld oder ihre Kostbarkeiten vorher vergruben, und schon mancher ansehnliche Fund dieser Art gemacht wurde. Der Kapitän nahm sich vor, ohne eben viel auf diese Gerüchte zu halten, die geheimsten Winkel der Kirche von St. Cyr zu untersuchen. Durch Drohungen genöthigt führte ein Bauer die Republikaner bis an den Saum des Waldes und zeigte ihnen von Ferne die Spitze des Kirchthurmes. Es war vier Uhr Nachmittags. Sie legten geräuschlos, Mann hinter Mann gehend, den Weg zurück und kamen endlich an die verfallene Umfangsmauer, hinter der sie sich fort bewegten, so daß ihre Annäherung von Niemanden bemerkt werden konnte.

Der Kapitän und sein Lieutenant fühlten sich ergriffen von dem Anblicke der Kirche, die mit ihren imposanten Formen mitten unter dem tiefsten Stillschweigen, das rings-umher herrschte, aus der öden Gegend emporragte. Gobert ließ die Kompagnie Halt machen, ohne daß sie die Waffen weglegen durfte, stellte Posten aus mit dem Befehle, bei dem geringsten Lärmen Feuer zu geben und sich zurück zu ziehen, und begab sich mit einigen Soldaten in die Kirche.

Sie kamen ans Portal. Die Sonne warf ihre Strahlen in das Innere des Gebäudes und beleuchtete die nackten Mauern und das bemooste Pflaster des Schiffes. Die tiefste Stille und Verlassenheit herrschte darin. Der Kapitän schritt mit seinen Leuten vorsichtig weiter, indem er sich längs der Mauer hinschlich und mit den Bajonetten alle Schlupfwinkel und den Boden durchstöbern ließ, aber man fand weder eine Fallthüre, noch sonst das geringste Anzeichen, daß Jemand versteckt sey. Eben so fruchtlos wurde die Runde um die Kirche gemacht; überall herrschte das nämliche Stillschweigen. Der Kapitän zog die Schildwachen wieder ein und kehrte mit der Ueberzeugung zurück, daß Niemand hier verborgen sey. Da seine Leute ermüdet waren und Lebensmittel bei sich führten, so beschloß er, bis zum nächsten Tage hier zu verweilen.

Auf dem Rückwege entdeckte einer der Soldaten unter den Ruinen den Eingang einer Art von Hütte, man durchsuchte sie und fand darin ein schlechtes Bett, ein Kruzifix, einige Geschirre von Thon, einige andere Geräthschaften und eine Mönchskutte. Als der Kapitän dazu kam, hatten jene bereits das Bett mit den Bajonetten durchstochen, die

Geräthschaften über den Haufen geworfen, und das Geschirr, das sie zum Kochen bedurften, mit sich genommen.

„Kapitän," sagte der Korporal, „hier wohnt Jemand."

Der Kapitän war nicht sehr zufrieden mit den Verwüstungen, die seine Leute in der Hütte angerichtet hatten, da sie den Bewohner der Hütte verscheuchen und die Nachforschungen erschweren mußten.

„Hier wohnte Niemand, als der „Einfältige," wie sie ihn nennen," sagte ein Soldat, und die Uebrigen erinnerten sich sogleich, von ihm gehört zu haben.

„Was hat der „Einfältige," erwiederte der Korporal, indem er die Mönchskutte mit der Spitze seines Bajonettes aufhob, „mit solchen Kleidern zu schaffen? Dieser „Einfältige" ist gewiß nicht so einfältig, als man glaubt, und wenn ihn einer erwischt, dann wird man wohl andere Begriffe von seiner Einfalt bekommen."

Den Kapitän bestärkte der gemachte Fund in seinem Vorsatze, die Nacht hier zuzubringen, und er wollte sich, wenn es möglich wäre, des Blödsinnigen bemächtigen. Der Lieutenant theilte seine Meinung, und die Soldaten stellten nun ihre Gewehre in Pyramiden und schickten sich zum Kochen an, während die beiden Officiere sich einige Schritte weiter entfernt zur Ruhe niederließen.

Die Soldaten hatten an der Mauer hinter der Hütte ihr Lager aufgeschlagen und diese selbst niedergerissen. Der Kapitän befahl ihnen, nicht zu großen Lärmen zu machen, allein es war nicht möglich, nach einem ermüdenden Marsche im Augenblicke der Ruhe vollkommenes Stillschweigen zu erhalten, und die Leute plauderten unter sich.

Unter den Soldaten befand sich einer, den man den „Marseiller“ nannte. Das Aeußere dieses Mannes und das, was man von ihm wußte, flößte allen seinen Kameraden eine gewisse Scheu vor ihm ein, die ihm eine Art von Uebergewicht in der Compagnie verschaffte. Man hatte ihn zuerst nicht darin aufnehmen wollen, aber seitdem er eingereiht worden war, verbarg man die Abneigung, die man gegen ihn hatte. Der Marseiller hatte eine kolossale Statur, sein ungeheuerer Kopf ruhte auf breiten und runden Schultern, und man sagte in der Armee, er gleiche Danton. Wenn dieß wirklich so war, so konnte man schwer entscheiden, wer von Beiden sich über diesen Vergleich zu beschweren hatte. Des Marseillers Gesicht war wie das des fluchwürdigen Danton mit einer Art von Aussatz bedeckt und trug in jedem Sinne den geheimnißvollen, aber dennoch deutlich kennbaren Schandflecken des Verbrechens an sich. Ein Mund, der immer eine übelriechende Tabakspfeife trug, schlängelte sich von einer Seite dieses häßlichen Angesichts zur andern, und in diesem Gesichte blinzelten zwei kleine schielende Augen, die nicht etwa die Kraft eines wahren Bösewichts, sondern die viehische Verderbniß eines Thieres ausdrückten. Man nannte diesen Verworfenen den „Marseiller,“ weil er früher zu den Marseiller-Banden gehörte, welche aus dem Abschaum aller Pariser Schlechtigkeit hervorgegangen waren. Er war trotz seines Namens in einer Vorstadt von Paris geboren. Im Jahre 1793 befand er sich unter den schrecklichen Horden, die „Marseiller“ genannt, welche unter den Befehlen des berüchtigten Santerre in den westlichen Provinzen Frankreichs so

grausam hausten. Diese Horden wurden oft geschlagen, zerstreut und zuletzt beinahe gänzlich aufgerieben, und der Rest wurde in die übrigen Heerabtheilungen vertheilt. Der Marseiller hatte es an Grausamkeit allen seinen entsetzlichen Kameraden noch zuvorgethan, und der Kapitän Gobert ihn nur mit größtem Widerstreben und nach fruchtlosem Widerstande in seine Compagnie aufgenommen. Der Jakobiner wußte dieß; er grollte ihm deßhalb, und die Unordnung, die damals in der ganzen französischen Armee herrschte, gestattete es auch, daß er den Groll gegen seinen Kapitän bei jeder Gelegenheit an den Tag legte. Er klagte ihn laut des Moderantismus an, und immer wachsam auf seine Handlungen fand er Mittel, einen Mann einzuschüchtern, der das Schaffot fürchtete, zu welchem unter dem herrschenden Schreckens-Regimente die geringste Anklage den Weg bahnen konnte. Ueber seine Kameraden herrschte der Marseiller nicht allein durch die Frechheit seiner Lasterhaftigkeit und durch seine wirklich als wunderbar anerkannte Muskelkraft, sondern auch durch seine Reden, die mit Hyberbeln und revolutionärem Pathos durchspickt und aus den Clubs der Jakobiner geschöpft waren. Diese Blumen jakobinischer Beredsamkeit gaben ihm in den Augen seiner Kameraden einen Anstrich von Gelehrsamkeit; er war der Politiker der Kompagnie, und man nannte ihn nur den Schönredner.

„Hast du dich lange in der Vendée herumgetrieben, Marseiller?“ fragte der Tambour.

„Ach! ich habe mich in diesem Lande der royalistischen Hunde köstlich unterhalten. Wir haben darin nach Herzenslust gesengt und gebrannt, alles was wir antrafen, Weiber

und Kinder, Bewaffnete und Unbewaffnete mit dem Bajonette niedergemacht, und Rauben und Morden war das Gesetz des Tages. Das war doch Freiheit, das war doch Vergnügen!"

Die Soldaten betrachteten den Marseiller mit einem Erstaunen, das mit Entsetzen vermischt war.

„Und was haben denn die Officiere dazu gesagt?" fragte endlich der Korporal, der ein Bretagner war.

„Die Officiere? Nun, sie stimmten mit uns überein und richteten sich nach dem Wunsche der Nation. Wir standen damals unter dem Kommando des Generals Grignon, eines warmen Sansculotten, dessen Eifer niemals erkaltete. Wir kamen in dem Lande der Empörer an; es gibt da lauter Pächter, welche ihre Meutereien unter dem Schleier des Ackerbaues verstecken. Sie verlangten Pardon. Gut! alles was ihr wollt, gebt nur die Schlüssel euerer Schränke her. Sie gaben die Schlüssel, man nahm aus den Schränken alles, was werthvoll war und mitgenommen werden konnte, zerstörte das Uebrige und — — ha! ha!"

Der Marseiller begleitete das Gelächter mit einer geheimnißvollen Geberde, die Niemand verstand.

„Nun, und dann?" fragte der Bretagner.

„Nun, man machte sie dann nieder. Glaubst du denn, wir hätten an diesen Spatzen unsere Patronen verschwendet? Die Spitzbuben haben mich mehr als einen Flintenkolben gekostet, und ich habe in dem Specke dieser schlechten Empörer mehr als zehn Bajonett=Spitzen abgebrochen. Das Ende der Geschichte war, daß man die Hütten, die Häuser,

die Scheunen anzündete und das Vieh in die Flammen warf. Ein wahres patriotisches Feuerwerk!"

„Und die Weiber, die Kinder?"

„Ich habe mir mit ihnen viel Spaß gemacht und manchen launigen Einfall gehabt. Man band ihnen Hände und Füße zusammen, und ließ sie dann ohne Unterschied des Standes, Ranges und Alters das rächende Schwert der Gerechtigkeit fühlen."

„Ich hätte gegen wehrlose Weiber und Kinder nicht so grausam seyn können," fiel der Korporal ein.

„Du bist aber auch ein aristokratischer Spitzbube! Ich habe Beweise meiner republikanischen Gesinnung abgelegt. Ich bin mit dem General Santerre in das Land der Empörer gekommen, und dieser hat freilich keine Burschen deines Gleichen ausgewählt, um dem Gesetze dort Geltung zu verschaffen. Und damals war man auch besser bezahlt als jetzt," fuhr der Marseiller nach einer kleinen Pause fort, indem er eine gewaltige Wolke Tabaksrauch aus dem Munde blies. „Die Officiere thaten dem souveränen Volke keinen Zwang an, und Gleichheit herrschte in Allem. Aber seht, die schlechte Zeit, die der Vorrechte, die Hyder der Tyrannei, kehrt wieder zurück, man will sogar freimüthige Redensarten verbieten, aber —"

Er schwieg hier, warf aber einen schielenden Seitenblick nach der Gegend, wo sich der Kapitän befand, und die Soldaten konnten sich den Schluß seiner Rede selbst ergänzen.

Da trat ein Grenadier ans Feuer und sagte: „Da kommt eben Gravelot zurück und sagt, man habe weder in noch ausser der Kirche Jemanden gefunden."

„Haben uns denn nicht die Blauen gesagt,“ fuhr der Marseiller ungestüm auf, „daß in diesem Tempel des Aberglaubens ein Schatz verborgen liege? Also warum sucht man ihn nicht?“

„Ich sage dir, man wird ihn nicht finden, wenn man nicht den Burschen findet, den sie den „Einfältigen“ nennen, denn nur allein er weiß, wo der Schatz verborgen ist.“

„Donner!“ rief der Marseiller, „ich würde ihn wohl finden.“

„Und wenn auch, er wird dir nichts sagen.“

„O, ich kenne das; ich würde ihn wohl zum Reden bringen.“

Dabei deutete er auf das Feuer und fügte bei: „Ich habe schon Andern den Mund geöffnet.“

„Aber hast du denn nicht gehört, was man von ihm sagt? Er ist blödsinnig, und Wesen seiner Art sind Vettern des Satans. Er heult die ganze Nacht auf den Feldern. Ich für meinen Theil glaube an solche Dinge.“

„Wicht, der du bist!“ fuhr der Marseiller den Bretagner an. „Ist es möglich, daß dieser schändliche Aberglaube unter der Cocarde der Republik wohnen kann? Du liegst noch in der Dunkelheit der Barbarei begraben. Der Bursche ist nicht da, was thut es? Ich werde mir die Erlaubniß geben lassen, eine Granade anzuwenden, und wir werden wohl sehen, was der Altar mit dem steinernen Georg in seinem Bauche verbirgt.“

„Wie? du wolltest in der Kirche — —“

„Ja, ich will, du Weihwasser-Held! Ich habe schon in manchen solchen Tempeln des Aberglaubens die Götzen zerstört, die sie enthielten, und ich rühme mich dessen.“

Der Bretagner schwieg entsetzt über die Gotteslästerung, als man plötzlich der Mauer entlang ein Geräusch, wie das Rollen von Steinen hörte. Mehrere Soldaten, schon durch den Gegenstand des Gespräches zur Furcht gestimmt, fuhren zusammen; sie blickten hinter sich, aber sie sahen nichts, und auch die Schildwache, die am Ende der Mauer stand, hatte keine Bewegung gemacht. Der Bretagner war am meisten erschrocken und sagte daher zu dem ihn höhnend anblickenden Marseiller:

„Du hast gut reden, wenn du aber den „Einfältigen" einmal in einer Gewitternacht gesehen hättest, wie er unter dem Leuchten der Blitze und den Schlägen des Donners auf dem Glockenthurme umhersprang und zähnefletschend das Lied von der Pest sang — —"

Plötzlich fuhr der Marseiller mit einer schrecklichen Geberde zurück und erblaßte; der Bretagner schwieg mit offenem Munde und stieß einen Schrei aus.

Ein Kopf mit zerstreuten Haaren und funkelnden Augen, den man für den eines Enthaupteten hätte halten können, zeigte sich auf der Mauer und verschwand sogleich wieder.

Nachdem der erste Schrecken vorüber war, rief die Schildwache: „Es ist der Einfältige! Fangt ihn!"

Die Grenadiere sprangen auf, der Marseiller griff nach seiner Flinte, mehrere Soldaten kletterten die Mauer hinan und Schüsse fielen auf den Einfältigen; aber dieser verschwand plötzlich, und man sah ihn nicht mehr.

„Er ist in die Kirche gesprungen," rief die Schildwache.

Man sprang sogleich in die Kirche und durchsuchte alle

Winkel derselben, aber man sah und hörte nichts, und die Soldaten kehrten zu ihrem Lagerplatz zurück. Man setzte den Kapitän von dem Vorfalle in Kenntniß, aber dieser dachte nicht mehr an den Blödsinnigen, ja er war im Grunde nicht böse darüber, daß der arme Teufel den Bajonetten entgangen war.

Die Nacht brach an; sie war herrlich. Der Vollmond glänzte an einem unbewölkten, mit Sternen besäeten Firmamente, und sein Silberlicht beleuchtete magisch die Ruinen, deren Schönheit dadurch noch erhöht wurde. Der Lieutenant, durch dieses Schauspiel angezogen, ging träumend der Kirche zu, kam zur Vorhalle, und trat nach einigem Zaudern ein.

Indessen wurde die Nachtluft frisch, der Kapitän näherte sich dem Feuer und sprach vertraulich mit den Soldaten, indem er einige Eier genoß, welche jene in der Asche gebraten hatten, während die Kürbisflaschen, mit Branntwein gefüllt, die Runde machten. Plötzlich stürzte der Lieutenant heran und nahm den Kapitän konvulsivisch beim Arme.

„Sie zittern, Lieutenant, fürchten Sie sich?" fragte dieser, indem er den Lieutenant mit Leichenbläße auf dem Gesichte und sich emporsträubenden Haaren vor sich stehen sah.

„Ich kann es nicht läugnen," erwiederte der Gefragte.

„Nun, was ist es denn? Was haben Sie?"

„Nichts. Es ist nur eine Nervenaufregung. Ich war in der Kirche und habe zwar weder etwas gehört, noch etwas gesehen, aber die Furcht hat mich bis im Innersten ergriffen. Sie wissen aus Erfahrung, daß dieß nicht ge-

wöhnlich bei mir der Fall ist, und daher gestehe ich es Ihnen auch offen."

„Ich habe Sie bei jeder Gelegenheit als einen Mann von Muth und Entschlossenheit kennen gelernt."

„O," fuhr der Lieutenant mit der ganzen Lebhaftigkeit seiner Aufregung fort, „das Stillschweigen, die Dunkelheit, die Bilder, welche die Einbildungskraft hervorgezaubert, die furchtbaren Erscheinungen, welche den Augen vorschweben, die Ungeheuer ohne Form und Namen, die aus jedem dunkeln Winkel hervorzustürzen drohen, die Fledermäuse, die in der Höhe der Gewölbe umherschwirren! — O, was gibt es Einsameres, was Schauerlicheres, als eine verlassene Kirche? Ich erinnere mich aus meiner Kindheit, daß sich immer meine Haare emporsträubten, wenn ich eine solche betrat, und der Anblick der unermeßlichen Schiffe mir Schwindel verursachte. Die Pfeiler, die Säulen nahmen Gestalt und Leben an, ich glaubte mich von irgend einem gigantischen Thiere verschlungen und mußte schnell den Ort verlassen, um des Entsetzens los zu werden, das mich ergriffen hatte. Das Nämliche begegnete mir so eben in der Kirche, ja noch in verstärkterm Maße, da es Nacht ist, und wir uns in einem verlassenen, ja in einem feindlichen Lande befinden."

„Und dann," unterbrach ihn der Kapitän, welcher eine Stellung des Nachdenkens angenommen hatte, „was nicht leicht zu erklären, aber desto wahrer ist, die religiöse Aufwallung, die unfreiwillige Ehrerbietung, der sich ein Mann von Gefühl an einem Orte nicht erwehren kann, welcher vorher dem Gottesdienste gewidmet war." —

„Gerade dieß ist's," rief der Lieutenant, „was auch ich in der Kirche empfand. Gewisse Gedanken von Entheiligung stiegen in mir auf, und zürnende Geister traten mir vor die Augen, und doch bin ich frei von Aberglauben. Ich weiß genau, was ich von den Mitteln zu halten habe, welche die Priester anwenden, um das Volk in Abhängigkeit von ihnen zu erhalten."

„Genau mein Fall," erwiederte der Kapitän, „ich bin gewiß kein Frömmler und kein Freund von religiösen Gauckelspielen, aber ein Gefühl wie das Ihrige würde mir ebenfalls nicht fremd geblieben seyn. Glauben Sie mir, ich würde nur im höchsten Nothfalle gestattet haben, daß die Compagnie die Nacht in der Kirche zubringe, eben so wenig hätte ich erlaubt, gegen die Steine, welche sie Altar nennen, irgend eine verhöhnende Zerstörung vorzunehmen."

„Eben so wenig würden Sie sich, wie Don Juan, eine Verhöhnung der hohen weißen Figur gestattet haben, die man auf dem Altare sieht, und die mich sogleich an die Statue des Kommandeurs erinnerte."

„Gewiß nicht; Sie ebenfalls nicht."

„Nein."

„Selbst die sogenannten starken Geister würden es unterlassen."

Der Lieutenant sagte nach einer kurzen Pause: „Ich finde dieß gleichwohl sonderbar."

„Eine solche trotzige, rohe That," erwiederte der Kapitän, „ist unnütz, kindisch."

„Gewiß, aber auch abgesehen davon, daß sie eines

Mannes unwürdig ist, fühlen wir in uns auch ein gewisses Widerstreben, eine solche Roheit zu begehen; aber woher kommt dieses Widerstreben, diese Ehrfurcht, diese Scheu? Durch welche geheime Macht vertheidigt sich z. B. dieser Altar ganz allein selbst? Er vertheidigt sich, das ist gewiß, er steht stolz vor uns da und will, daß man nur knieend sich vor ihm befinde. Scheint es nicht, als ständen ihm Blitze zu Gebote? Was ist der Grund dieser unerklärbaren Sicherheit? Man muß ihn vor Allem im Herzen des Menschen suchen; aber warum ist die Ehrfurcht für solche Gegenstände dem menschlichen Gehirne tief eingeprägt?"

„Wohl aus keinem andern Grunde, als weil man uns diese abergläubischen Meinungen schon in frühester Kindheit eingeprägt hat."

„Ich entgegne Ihnen hierauf, daß man zur nämlichen Zeit unsern Geist auch mit Geschichten von Feen und bösen Geistern erfüllt hat. Was mich insbesondere betrifft, so hat man mich mehr mit solchen Geschichten als mit religiösen Gegenständen unterhalten und beschäftigt, und erstere haben einen tiefern Eindruck auf mich gemacht, aber ich sehe nicht, daß bei Ihnen oder bei mir, oder bei irgend einem verständigen Menschen irgend eine Spur davon zurückgeblieben wäre, die sich durch Furcht oder Befangenheit äußerte. Sie und ich, wir schenken den Geheimnissen des Christenthums keinen größern Glauben, als den Feenmährchen, und doch üben jene eine gewisse Gewalt auf uns aus, während letztere keinen Eindruck in uns zurückgelassen haben. Kurz, es würde uns keine Furcht einjagen,

im tiefsten Dunkel dieses Waldes auf irgend eine Fee zu stoßen, aber wir scheuen uns, in dieser Kirche eine höhnende oder die Ehrfurcht verletzende Handlung zu begehen."

„Sie haben vollkommen Recht, Lieutenant."

„Also noch ein Mal, woher kommt dieß? Wir haben uns wohl niemals mit Fragen dieser Art beschäftigt, aber es dürfte wohl gut seyn, es bisweilen zu thun. Die moderne Philosophie will uns, wie mir scheint, mit ihren voreiligen und herrschsüchtigen Lösungen die Mühe des Nachdenkens ersparen, aber sie konnte die moralische Natur nicht verwandeln, und ich hoffe, der Mensch werde einmal den Grund vieler Glaubenssätze finden, die man jetzt blind verdammt."

Der Lieutenant ging dem Kapitän etwas zu tief in die Sache ein, und dieser begnügte sich, ihm durch Kopfnicken seine Zustimmung auszudrücken, wie es überhaupt gute Leute seines Schlages zu thun pflegen, wenn sie irgend eine Sache oberflächlich begreifen, aber in ihrem friedlichen und gleichgültigen Zustande sich nicht weiter in sie einlassen wollen.

Während sich die Officiere auf diese Weise unterhielten, hörten die Soldaten stillschweigend zu, denn das Gespräch, dessen beiläufigen Sinn sie begriffen, fesselte ihre Aufmerksamkeit. Der Bretagner gab durch Miene und Geberden seinen Beifall zu erkennen, und schien Beweise gegen die vorangegangen Aufschneidereien des Marseilers aus ihm zu ziehen. Der Soldat des Santerre, welcher neben ihm saß, hörte es mit ersichtlichem Widerwillen an; er schnitt Gesichter und biß mit dem Ausdrucke höhnender Rohheit ungeduldig auf die Spitze seiner Pfeife. Sein häßliches Gesicht,

über welches Büschel von struppigen Haaren herabhingen, hatte durch das Wachtfeuer beleuchtet etwas Höllenmäßiges.

Als der Lieutenant zu sprechen aufgehört hatte, nahm der Marseiller die Pfeife aus dem Munde, und ergriff mit jener unverschämten Vertraulichkeit, welche damals unter diesen Volksbanden üblich war, das Wort.

„Mit Gunst, Bürger-Kapitän," sagte er, „ich meine, Sie sind im Irrthum, wenn Sie glauben, Jedermann lasse sich von dem Pfaffentruge am Gängelbande leiten. Was diesen Bretagner da betrifft, so mögen Sie wohl Recht haben, und Weihwasser ist ihm das wahre Lebenswasser, aber ich muß bitten, dieß nicht von mir zu glauben, und ich möchte unter diesem Haufen von Stockfischen wohl ein Mal zeigen, wie sich der wahre Soldat der Nation in der Bude des Aberglaubens benimmt."

Der Kapitän lächelte, der Lieutenant aber, der den Marseiller seit langer Zeit kannte, warf ihm einen Blick zu, in welchem die tiefe Verachtung und die Abneigung lag, die er gegen ihn fühlte.

„Dort," fuhr der Marseiller fort, indem er mit der Hand auf die Kirche zeigte, „steht ein alter Bursche in Stein ausgehauen. Die Dummheit nennt ihn einen Heiligen, aber er ist verdächtig, weil er den Tyrannen gedient hat, und er versündigt sich gegen die Gleichheit, weil er sich herausnimmt, auf einem höhern Platze zu stehen, als Andere, und daher nicht die Gesinnungen eines wahrens Sansküloten besitzt. Er ist eine alte Bekanntschaft von mir, und seit dem ich hier bin, jucken mich die Hände, ihm der Sache wegen, die er schon so lange ganz ernsthaft bewacht,

ein wenig die Fußsohle zu kitzeln. Ich möchte dieß um so lieber thun, Bürger-Kapitän, da es zu den Ohren der Compagnie gekommen ist, daß der gute steinerne Mann sich die Füße auf einer Sparbüchse wärmt. Ich will ihm daher mit Ihrer Erlaubniß, Kapitän, eine Petarde, wie ein Pflaster auf die Schwielen setzen, damit er zu unser Aller Ergötzen einen Sprung vom Altare mache."

Die Worte des Marseillers erregten Aufsehen unter den Soldaten; der Bretagner stieß eine Art von Seufzer aus und sagte: „Du wirst doch nicht, Marseiller?"

„Ja ich werde, du Mönchskutte," brüllte der Marseiller, indem er sich aufrichtete, „wer sollte mich hindern, wenn der Kapitän es zugibt? Du willst mir doch nicht etwa Trotz bieten, Held vom Rosenkranz?"

Der Bretagner schwieg, der Marseiller wandte sich abermals an den Kapitän um die Erlaubniß, und dieser gab sie endlich.

„Nun wohlan!" schrie der Lästerer triumphirend, „Sergent, du wirst mir ein Zerstörungsmittel verschaffen, welches einen steinernen Aristokraten über den Haufen zu werfen vermag."

Die Republikaner gewohnt, in diesem Kriege die Wohnungen zu zerstören, hatten immer Granaten bei sich, und der Sergent brachte ihm eine.

„Gut," schrie der Marseiller aufstehend, „auf mit mir, wer ein rechter Jakobiner ist! Auf, wer mich liebt!"

Er schlug nun den Weg zur Kirche ein, und die Soldaten folgten ihm. Auch der Kapitän und der Lieutenant, die auf den Ausgang des frevelhaften Unternehmens be-

gierig waren, das zu verhindern nicht in ihrer Gewalt lag, gingen mit langsamen Schritten in einiger Entfernung dem Zuge nach. Der ganze Haufen zog bunt durcheinander beim falben Lichte des Mondes über den Rasen hin, der Marseiller mit entschlossenem Schritte voran. Der sonderbare Charakter dieser Scene, an diesem Orte, zu dieser Stunde verfehlte nicht, auf den Geist Aller einen unbesiegbaren düstern Eindruck zu machen. Alles war stumm, und sogar der Marseiller schien sich eines unheimlichen Gefühles nicht erwehren zu können, bis endlich die Soldaten, die sich in seiner Nähe befanden, seiner Aufforderung folgend ihre derben Scherze nicht mehr zurückhielten, und diese gaben ihm seine ganze Unverschämtheit wieder. Er beantwortete sie, den frühern Ton wieder annehmend, in Ausdrücken, die voll gräßlicher Gotteslästerung waren.

Man kam vor der dunklen Vorhalle an, die den aufgeregten Gemüthern ein Schlund zu seyn schien, bereit, sein Opfer zu verschlingen. Der Marseiller stand stille, drehte sich um und sprach mit prahlerischer Miene: „Seyd ihr alle da?“

Die Letzten eilten, sich anzuschließen.

„Sergent, gib mir dein Feuerzeug, um meine Lunte anzuzünden.“

Ein aufgescheuchter Nachtvogel flog ihnen über die Köpfe hin, einen langen, widrigen Schrei ausstoßend.

„Marseiller, kehre um!“ schrie der Bretagner, „noch ist es Zeit!“

„Weine nicht altes Weib, erwarte mich hier, ich will dir geweihtes Brod bringen. Vorwärts! wer Muth hat, mir zu folgen; vorwärts!“

Er trat entschlossen in die dunkle Kirche, wo man ihn bald aus den Augen verlor. Suchte man jedoch mit angestrengtem Auge den düstern Raum der Kirche zu durchdringen, so konnte man allerdings die unbestimmten Umrisse einiger Gegenstände unterscheiden. Ein Strahl des Mondes schien durch ein Bogenfenster des Chors und fiel auf die Statue des heiligen Georg, die sich ganz weiß aus der dunkeln Nacht erhob, die sie umgab, und von einem übernatürlichen Lichte beleuchtet zu seyn schien. In dem Schiffe der Kirche herrschte jedoch undurchdringliche Dunkelheit, und der Marseiller war genöthiget, langsam zu gehen. Seine Schritte machten ein Geräusch auf dem Pflaster der Kirche und erweckten die Stimme eines unheimlichen Echos, das grollend an dem Gewölbe wiederhallte. In dem ehrwürdigen Gebäude schienen selbst die Steine ihre Stimme gegen den verwegenen Gotteslästerer zu erheben.

Als der Marseiller sich dem Chore näherte, sahen ihn die Soldaten wieder, aber es schien ihnen, als sähen sie nur seinen Schatten.

Er stieg die Stufen zum Heiligthume hinan, und man sah ihn am Fuße des Altares halten. Er stand hier zum Theile im Lichte des Mondes und beschäftigte sich wahrscheinlich damit, die Lunte der Granate anzuzünden. Man sah einen Funken aufblitzen, der Marseiller streckte den Arm aus, aber plötzlich stand alles im Feuer, Feuergarben durchkreuzten den Raum am Altare, und ein heftiger Knall erfolgte, der krachend von den Gewölben der Kirche zurückhallte. Das Heiligthum schien ganz in Flammen zu stehen, und in diesem schrecklichen Lichte sah man — o erstaun=

liches Wunder! — die Statue des heiligen Georg auf ihrem Grunde wanken, sich erheben und auf den Frevler mit einem fürchterlichen Geprassel und einer Gewalt herabstürzen, die den Einsturz der ganzen Kirche zur Folge haben zu müssen schien. Das Ganze hatte nur die Dauer eines Blitzes, und unter allem diesem fürchterlichen Getöse konnte man noch ein Hohngelächter vernehmen, das aus der Hölle zu kommen schien.

Hierauf trat wieder Stillschweigen und Dunkelheit ein.

Der größte Theil der Soldaten hatte die Flucht ergriffen, mehrere stürzten auf das Angesicht zur Erde. Die Officiere, von einigen Soldaten gefolgt, traten in die Kirche. Sie stießen in der Dunkelheit auf die Trümmer der Statue, ohne weiter etwas zu entdecken.

Am andern Tage durchsuchte man die Sache sorgfältig und fand den Soldaten der Länge nach zerschmettert unter der Masse von Granit liegen, die auf ihn gefallen war. Der Bart des heiligen Georg hatte ihm die Brust eingedrückt, das Gehirn floß aus der Hirnschaale und sein scheußliches Gesicht war breitgedrückt. Die Statue selbst war zerbrochen. In der ganzen Compagnie fand sich nicht ein einziger der Soldaten, der den todten Körper unter seinem furchtbaren Besieger hervorziehen und zur Erde bestatten wollte, und er blieb daher liegen.

Die Compagnie des Kapitäns Gobert verließ noch am nämlichen Morgen die Abtei St. Cyr, schloß unser Freund Lucian, der uns im Gesellschaftskreise diese kleine Geschichte erzählt hatte, indem er einen Zuhörer immer forschend ins Gesicht blickte, um zu erfahren, welchen Eindruck sie auf selben

gemacht habe. „Gott sey Dank,“ riefen die Damen aus, „daß diesen Bösewicht die wohlverdiente Strafe ereilt hat.“

„Die Geschichte ist recht gut erfunden,“ sagte Raymond, einer der Anwesenden.

„Wie?“ rief Frau v. S., „also nur erfunden?“

„Nein,“ entgegnete Lucian, „sie ist buchstäblich wahr.“

„Sie wissen das gewiß?“ fragte Raymond. „Da wir uns vorhin von Wundern unterhalten haben, fügte er bei, so wollten Sie uns wohl in Ihrer Erzählung etwas Wunderbares mittheilen?“

„Allerdings!“ erwiederte Lucian, „der am heiligen Orte begangene Frevel und die schreckliche Strafe, die der Gotteslästerung auf dem Fuße folgte, dürfen wohl wunderbar genannt werden.“

Raymond war nachdenklich geworden und schien sich auf einige Einwürfe zu besinnen, die seine im Laufe des frühern Gespräches über die Möglichkeit von Wundern geäußerten Zweifel unterstützen sollten.

„Zuerst,“ begann er nach einer kleinen Pause wieder, „zweifle ich sehr, daß Ihre Geschichte wahr ist. Um uns dieß zu beweisen, müßten Sie einen Zeugen nennen können, der bei dem Vorgange anwesend war, einen Zeugen jedoch, welcher Glauben verdient.“

„General, das geht Sie an!“ sagte Lucian, indem er sich an einen der Anwesenden, den General Geoffroy, wandte.

Raymond folgte seinen Blicken und sah einen ehrwürdigen Greis mit weißen Haaren, dessen Brust mit mehreren Orden geschmückt war.

„Ja, meine Herren,“ sagte der General lächelnd, „ich

war Augenzeuge von der Begebenheit, die Ihnen Herr Lucian soeben erzählt hat."

„Der General Geoffroy," ergänzte Lucian, „war damals der Lieutenant des Kapitän Gobert."

Raymond verstummte auf dieses Zeugniß, welches die hohe Stellung und die allgemeine Verehrung, die der General genoß, über allen Zweifel erhoben.

Er hatte den General niemals gesehen, aber mehrmals mit hoher Achtung nennen gehört; zufällig war ihm aber bei der Erzählung Lucian's der Name des Lieutenants niemals aufgefallen.

„Nun wohl, Herr General," sagte er endlich, „Sie bezeugen also, daß die Geschichte wahr sey?"

„Sie ist es, und zwar mit allen Umständen, die Herr Lucian anführte. Ich fühle noch heute das Entsetzen, das sie mir damals, und zwar mir mehr als jedem andern der Anwesenden, einflößte. Ich war einige Schritte weit in die Kirche gegangen und habe den ganzen Vorgang deutlich gesehen."

„Hm!" murmelte Raymond, indem er nachdenkend den Kopf wiegte. „Wir müssen vor Allem die Geschichte von ihrem wunderbaren Anscheine entkleiden. Diese leuchtenden Garben, diese Art von bengalischem Feuer, das die Katastrophe beleuchtete, waren gewiß eine Wirkung der Granade."

„Sie haben vollkommen Recht. Die Granade war vielmehr eine schlecht verfertigte Sprengkugel, die ohne Zweifel zu schnell Feuer fing. Ihre Wirkung ist sehr erklärbar, aber eben so gewiß ist, daß sie gerade zu rechter Zeit sprang, um die schreckliche Wunderbarkeit dieser Scene zu vermehren."

„Ah!“ sagte Raymond, „es bleibt also nur noch zu erklären, wie die Statue sich von selbst bewegen und auf den Lästerer herabstürzen konnte. Ich kenne zwar die Ursachen dieses Sturzes nicht, aber es gibt wahrscheinlich deren sehr natürliche, wie z. B. das Alter der Statue, ihre schlechte Befestigung auf dem Altare verbunden mit der Erschütterung, welche die springende Granade verursachte, der Zufall endlich, auf den ich wieder zurückkommen muß, — eine von diesen Ursachen hat gewiß den Sturz veranlaßt.“

„Der Zufall?“ rief Lucian, „Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen hierin widerspreche. Wie? dieser Bösewicht, der drei Jahre früher zur Zerstörung der Kirche beigetragen, und der nun einen neuen Frevel begeht, diese, wenn Sie wollen, auf einem schwachen Grunde stehende Statue, die sich ihr Opfer, und gerade zu einer so passenden Minute, wählte, diese, im nämlichen Augenblicke aufsprühenden Feuer, alle diese zusammentreffenden Umstände wollen Sie Zufall nennen?“

„Ich gebe eher alles zu, als etwas, das außer den Grenzen der Natürlichkeit liegt. Es gibt tausend natürliche Ursachen, die uns verborgen sind, und von welchen eine hier im Spiele gewesen seyn kann.“

„Gewiß,“ sagte der General noch immer lächelnd, „und ich will Ihnen sogar einige nennen, die Sie darüber aufklären werden. Ich habe den Schauplatz dieser Begebenheit nicht verlassen, ohne selbst ihr weiter nachzuforschen. Der blödsinnige junge Bursche, von welchem man Ihnen gesagt hat, hatte sich, nachdem er von der Mauer verschwunden

war, durch einen Eingang, den er allein kannte, in die Kirche geflüchtet und in einem Winkel hinter dem Hochaltare verborgen. Dort blieb er auf dem Boden hingekauert hinter der Statue, bis der Marseiller in die Nähe kam, und bewirkte dann mit einem einfachen Hebel, den er unter ihr zum Theil schon unterminirtes Fußgestell anbrachte, daß sie das Gleichgewicht verlor und auf den Marseiller herabstürzte. Der Blödsinnige erzählte am andern Tage überall, wie sich die Sache zutrug.“

„Ah!“ rief Raymond triumphirend, „ich wußte wohl, daß so etwas im Spiele war. Sehen Sie also nun die natürliche Ursache, und was wollen Sie nun mit Ihren Wundern?“

„Wie!“ rief der General, „scheint Ihnen also die Sache weniger wunderbar, weil sie auf natürliche Weise erklärt werden kann?“

„Aber, was auf diese Weise erklärt werden kann, ist ja kein Wunder mehr!“

„Die Sache ist darum nicht weniger wunderbar, und Ihre Erklärung hellt sie nicht besser auf. Sehen Sie denn darin nicht mehr, als das einfache Spiel des Zufalles? Denken Sie einmal darüber nach. Lassen Sie das Wort „Wunder“ weg, wenn Sie sich daran stoßen, und sehen Sie dann nicht dennoch den Finger der Vorsehung bei dem ganzen Vorgange wirksam? Ich behaupte jedoch durchaus nicht, daß bei allen Wundern übernatürliche Mittel in Thätigkeit sind. Gott ist gewiß mächtig genug, um zur Erfüllung seiner Absichten nicht nöthig zu haben, die Gesetze der Natur, die er gegeben hat, oder wenigstens jene, die er

zu unserer Kenntniß gelangen ließ, umzustürzen. Ich nehme an, Jemand habe den Gebrauch eines Gliedes verloren, weil sich dessen Nerven zurückzogen; die Aerzte wissen keinen Rath, und das Leben des Menschen ist in Gefahr. Da betet man und bittet Gott um Hilfe; die Nerven dehnen sich wieder aus, und der Kranke ist geheilt. Nichts ist natürlicher als dieß, aber wie ging die Heilung vor sich? Welche Einwirkung ist auf die Nerven geschehen? Wem ist die Heilung zu verdanken, Gott oder den Aerzten?"

Dessen ungeachtet, erwiederte Raymond nachdenkend und den Kopf schüttelnd, „ergibt sich meine Vernunft nur unumstößlichen Beweisen."

„Ihrer Meinung zufolge müßte also ein augenfälliges und unzweifelhaftes Wunder die Aenderung der Ueberzeugung nach sich ziehen?"

„Ohne allen Zweifel!"

„Sie sind im Irrthum. Es gibt Leute, die an gewisse Wunder, mögen sie nun wahre oder falsche seyn, den unerschütterlichsten Glauben haben; sie ändern aber doch deßhalb ihre religiöse Ueberzeugung nicht. Gobert, mein ehemaliger Kapitän, gegenwärtig Kaufmann in Nantes, war Zeuge von dem Vorfalle in der Kirche der Abtei St. Cyr, und ist von ihrer Wunderbarkeit vollkommen überzeugt; er glaubt fest an dieselbe, und versichert dieß bei jeder Gelegenheit; aber dessen ungeachtet hat er seine religiösen Meinungen nicht im Geringsten geändert. Er lebt noch in der nämlichen Gleichgültigkeit in dieser Beziehung wie früher, und spricht bei jedem Anlasse gegen die Partei der Priester. Ich habe ihn seit jener Zeit öfter getroffen und mich davon

überzeugt. Er ist verheirathet, er hat Kinder, und dennoch begeht er trotz seines hohen Alters einer Theatertänzerin zu Liebe lächerliche Thorheiten. Was sprechen wir übrigens von Beweisen, von Zeugnissen? Täglich geschehen ja Wunder. Wenn man jedoch fragt, warum es trotz dem, daß die Wahrheit der Religion sowohl durch die Vernunft als die Autorität bekräftiget wird, so viele Feinde der Religion und Ungläubige gebe, so ist die Antwort hierauf leicht und in dem folgenden Satze enthalten, der schon vor langer Zeit aufgestellt worden ist: Wenn aus dem geometrischen Lehrsatze: „Die drei Winkel eines Dreieckes sind zwei rechten Winkeln gleich,“ oder aus jenem nicht weniger unbestreitbaren: „Zwei und zwei geben vier“ irgend eine moralische Verpflichtung hervorginge, würde man diese beiden Lehrsätze längst bekämpft und in Zweifel gezogen haben.“

Raymond wußte dem General nichts mehr entgegenzusetzen, und die Unterhaltung ging auf einen andern Gegenstand über. Er erkundigte sich später nach ihm und erfuhr, der General sey seit den vierzig Jahren, die er diene, nach langen Studien und reifer Ueberlegung bei einem glänzenden militärischen Rufe, dessen er sich erfreue, ein frommer Mann geworden, der jedoch mit seiner Frömmigkeit weder Aufsehen erregen wolle, noch sie zu verbergen suche.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	III
Einleitung	V
Der Marquis de La Charnaye und seine Tochter .	1
Hektor von Locmaria	104
Die Militär-Kommission	148
Die Statue des heiligen Georg	162

Inhalt

	Seite
Vorwort	III
Einleitung	V
Der Marquis de La Charnaye und seine Tochter	1
Hector von Locmaria	104
Die Militär-Kommission	148
Die Statue des heiligen Georg	162

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ourliac, Edouard

Erzählungen aus der Vendée mit einem historischen Gemälde der ersten Kriege der Vendée

Augsburg 1846

Gall.rev. 671 ut
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10423303-5